Nr. 2. März 1866.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.


W JOYCE Sc

Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 2. März 1866.

Von Westindien nach Grönland.

Das euch nun bekannte Neuherrnhut auf St. Thomas, früher Posaunenberg genannt, ist also die älteste Station der Brüdermissionen überhaupt. Auf jener einen Insel sind aber nun 3 Stationen. Etwa 500 Neger standen zur Zeit der Einweihung von Posaunenberg in der Pflege der Brüder; jetzt sind es 2000! Auch gibt es noch 4 besondere Schulhäuser dort mit 250 Kindern.

Auf den 3 dänisch-westindischen Inseln, St. Crux, St. Thomas und St. Jan zusammen waren bis zum Jahre 1832, also in 100 Jahren, 31,518 Erwachsene und Kinder getauft worden.

In Westindien überhaupt stehen gegenwärtig 34,633 Farbige in der Pflege von 93 Missionsge-

schwistern, auf 39 Stationen, unter dieser Zahl der Pfleglinge befinden sich 14,462 Kinder, unter denen wieder 7,590 die Schule besuchen.

Seht, so haben die westindischen Inseln nicht vergeblich auf den Herrn geharret. — Aber nicht nur in dem warmen, üppigen, an Naturerzeugnissen so reich gesegneten Westindien,

Nein, auch in solchen wüst' und rauhen
Weltgegenden, die man mit Grauen
Für Fleisch und Blut pflegt anzusehn,
Sieht man nun Hütten Gottes stehn;

so in Grönland. Ja, da sind im Lauf von 133 Jahren 4 Haupt- und 2 Neben-Stationen der Brüdermission entstanden; auf denselben sind gegenwärtig 21 Brüder und Schwestern angestellt, welche nicht weniger als 1800 von den 7000, auf dem bekannten Theil der Westküste Grönlands lebenden Eingebornen unter ihrer Pflege haben; von den Uebrigen gehört der größere Theil zu der dänischen Mission.

Die älteste der grönländischen Stationen der Brüdermission heißt ebenfalls Neuherrnhut, wie jene älteste auf St. Thomas. Und so wollen wir auch hören, wie zu dieser Missionsstation und damit zu dem grönländischen Missionswerk überhaupt der Anfang gemacht worden. So hört denn heute zuerst

von der Aussendung der ersten Heidenboten nach Grönland.

Ihr wißt schon, wie der Herr im Jahr 1731 dem Grafen Zinzendorf und seinen Begleitern bei einem Besuch in Kopenhagen nicht nur den Neger Anton, sondern auch 2 von dem dänischen Missionare Egede getaufte Grönländer zugeführt hatte, und so ihre Gedanken und Wünsche nicht nur auf den Anfang einer

Mission in Westindien, sondern auch auf die Fortführung der grönländischen Mission, welche aufzugeben man in Kopenhagen im Sinne hatte, gerichtet wurden. Nach seiner Rückkehr weckte der Graf Zinzendorf nun auch in Herrnhut Theilnahme für die armen Grönländer und das Verlangen, dem treuen Missionar Egede zu Hülfe kommen zu können.

Bald fanden sich denn, wie für St. Thomas, so auch für Grönland Brüder, welche sich gedrungen fühlten, dem Heiland an den Seelen der Heiden zu dienen.

Matthäus Stach, der Eine dieser Letzteren, hatte schon früher, sobald er selbst den Heiland kennen und lieben gelernt hatte, den Trieb gefühlt, auch den Heiden das Evangelium von Christo zu verkündigen. Wenn er so im Sommer im Nord-Westen die Abendröthe sah, so fiel ihm ein, ob nicht dort herum Heiden wohnten, unter denen eine solche Erleuchtung durch die Erkenntniß Jesu Christi entstehen sollte; und da er vernahm, daß dorthin die Grönländer wohnten, so hatte er seitdem immer gerade jene Heiden im Gemüthe. Als nun in Herrnhut, wohin er gekommen war, so ernstlich von der Betheiligung an der grönländischen Mission die Rede war und für St. Thomas bereits jene ersten Brüder sich meldeten, so wurde in dem Herzen des Matthäus Stach der Missionstrieb so stark, daß er ihn nicht mehr für sich behalten konnte. Er arbeitete damals mit Friedrich Böhnisch am Gottesacker auf dem Hutberge bei Herrnhut. Diesem seinen Freunde nun eröffnete er eines Tages seines Herzens Gedanken und, siehe da — er fand bei ihm den gleichen Trieb. Nun flossen ihre Herzen zusammen. Vor Allem warfen sie sich nun aber auch im nächsten Gebüsch auf die Kniee und baten den Heiland, Er möge ihnen nun auch Seinen Willen

offenbaren. Bald auch bekamen sie Freudigkeit, der Gemeine ihren Sinn schriftlich kund zu thun.

Lange Zeit mußten sie warten; da endlich wurden sie einmal zum Grafen Zinzendorf gerufen. Dieser redete gründlich mit ihnen, und gab ihnen zu bedenken, daß sie es in Grönland sehr schwer haben und in manche Gefahren kommen würden. „Das mag sein" erwiederten sie, „wir wollen aber dennoch gern nach Grönland." Da sagte der Graf zum Schluß: „Nun, ihr Brüder, überlegt es euch nochmals gründlich vor dem Herrn, und wenn ihr es dann wirklich auf Ihn wagen wollt, so könnt ihr euch reisefertig machen."

Dazu ließ man den Beiden denn auch wieder Zeit genug. Unterdeß hatte Bruder Böhnisch eine andre Bestimmung bekommen, und nun erhielt Br. Stach auf seine Bitte den Christian Stach, seinen Vetter, zum Gefährten. Der Zimmermann Christian David sollte sie begleiten, um ihnen nur bei der ersten Einrichtung dort zu helfen und dann zurückzukehren.

Die Ausrüstung der Missionare war auch hier wieder höchst einfach; weder sie selbst noch die Gemeine hatten viel. Die Brüder waren auch genügsam. Von Kleidern nahmen sie nur ihre gewöhnlichen und nöthigsten mit. Die Sorge, wie sie nach Grönland kommen und dort bestehen würden, warfen sie auf den Herrn; und daß Er auch hier sorgte, wenn es nöthig ist, zeigte sich noch kurz vor ihrer Abreise. Da lief nämlich noch gerade von Venedig ein Geschenk von einem dortigen Freunde ein; und davon erhielten die Brüder einen Theil. — Für Ausrichtung ihres Berufes aber empfahlen sie sich der Erleuchtung und Leitung des heil. Geistes.

Am 19. Januar 1733 reisten nun die ersten grönländischen Heidenboten von Herrnhut ab mit dem Segen der Gemeine. Zunächst ging es wieder nach

Kopenhagen. Hier wurde ihnen zwar liebevoll begegnet, aber auch zugleich dringend abgerathen, nach Grönland zu gehen. Man sagte ihnen, die Niederlassung würde doch bald aufgehoben werden, dann würden sie allein sein, und, wenn sie nicht von den Wilden ermordet würden, doch gewiß verhungern. Sie aber ließen sich nicht irre machen und dachten: Befiehl dem Herrn deine Wege; Er wird's wohl machen! — Und Er machte es wohl! Er lenkte des Königes Herz, daß derselbe die nochmalige Sendung eines Schiffes zur Fortführung der dortigen Mission und Handlung bewilligte, und den Brüdern mitzufahren erlaubte.

Vorher aber suchte der bekannte Freund der Brüder, der Oberkammerherr von Pleß den Beiden noch eine Vorstellung zu geben von den Entbehrungen und Leiden, denen sie entgegen gingen. Er fragte sie unter Anderm: „Womit gedenkt ihr euch dort zu ernähren?" die Brüder: „Von unsrer Hände Arbeit und Gottes Segen; wir wollen uns auf den Ackerbau legen." Er: „O, ihr lieben Leute, an Ackerbau ist auf jenem felsigen Boden nicht zu denken." Sie: „Nun so wollen wir sonst säen und pflanzen, was dort gedeiht; vor Allem wollen wir ein Haus bauen, um Niemandem beschwerlich zu fallen." Er: „Zum Bauen findet ihr dort kein Holz." Sie: „Nun, so graben wir uns eben in die Erde!" — Da konnte sich der gute Herr nicht länger halten. „Nein" rief er bewegt aus, „das sollt ihr nicht; nehmt Holz von hier mit und bauet euch ein Haus; hier habt ihr 50 Rthlr. dazu!" Nun legten auch andre hohe Personen zusammen und gaben es den Brüdern, die nun von dem Gelde Alles, was sie nur irgend brauchen zu können glaubten, einkaufen konnten: Holz, Handwerkszeug, Jagd- und Fischerei-Geräthschaften, Hausrath, Kochge-

schirr, Betten, Pelzwerk, Kleider, Flachs zum Spinnen, Sämereien u. dgl. —

Seht, so hatte der Herr gesorgt!

Unter den Segenswünschen der königlichen Herrschaften und aller andern christlichen Freunde segelten sie am 10. April nach Grönland ab, mit der Loosung der Brüdergemeine: Ebr. 11, 1. und dem Vers darunter: Ihn, den man hier nicht sehen kann, blickt mit des Glaubens Augen an!

Am 6. Mai kamen sie bei dichtem Nebel in Treibeis und damit in große Gefahr. Aber der Herr ließ am andern Tag einen Sturm kommen, der wieder Bahn machte. Am 13ten sahen sie das Land, aber — ein während einer vollständigen Sonnenfinsterniß sich erhebender Gegenwind trieb sie wieder 30 Meilen in die offne See. Dennoch kamen sie am 20sten bei Godhaab (gute Hoffnung), der dänischen Niederlassung, glücklich zu Lande; mit der Loosung: Phil. 4, 7. und dem Vers: Laß alle unsre Sinnen stille werden!

So weit hatte der Herr geholfen; wie Er ihnen weiter geholfen hat, erfahrt ihr im nächsten Blatt. Hier will ich indeß anfangen, euch das Land kurz zu schildern, in welches die Brüder sich hineingewagt haben.

Das Klima von Grönland.

Die wenigstens 20,000 Quadrat Meilen große Insel Grönland erstreckt sich vom 59 Grad bis über den 82 Grad nach dem Nordpol hin, von dem es also mit der nördlichsten Küste nur 270 Meilen entfernt ist. Die nördlichste Brüdermissionsstation, Neuherrnhut liegt unter dem 64 Grad, also 180 Meilen nörd-

licher, als wir wohnen. Da dauern die kürzesten Tage und Nächte nur 3½ Stunde, und im Sommer könntet ihr dort manche Nacht lesen und schreiben ohne Licht, müßtet aber im Winter auch manche Woche eure Schularbeiten fast ganz bei Licht machen.

Da kann denn im Winter die Sonne gar wenig wärmen. Dagegen verursachen die ungeheuern Eismassen, welche sowohl im Lande auf den höhern Gebirgen lagern als auch draußen in der See oft in der Nähe des Landes sich befinden, gar viel Kälte. So kommt es dann, daß der Winter dort wenigstens von October bis Mai dauert; aber im Juni schneit es manchmal auch noch, und im August oft schon wieder. In den wenigen Sommerwochen kann denn der Boden auch nicht tief aufthauen.

Im Januar und Februar ist es am kältesten, oft mehr als 30 Gr. R. — Da kann man sich denn, besonders bei Nord-Ost-Wind auch in den Häusern nicht gehörig gegen die Kälte schützen. Dieselbe dringt so ein, daß in der Nacht die Betten vom Athem und der Ausdünstung mit Reif überzogen und ganz steif werden, auch wohl an die Bettstelle anfrieren; auch in geheizten Stuben überziehen sich Thüren und Wände mit Reif; wenn ihr nicht fleißig schreibt, friert euch die Tinte ein im Tintenfaß vor euch auf dem Tisch. — Einmal froren den Missionaren in der Speisestube neben der Küche, während des Essens Teller, Löffel und Gabeln an den Tisch an; der Löffel, kaum aus dem Munde genommen, überzog sich mit Eis. Wenn man Wasser im Kessel über das Feuer stellt, so fängt es erst an auf der Oberfläche zu gefrieren, bis die Wärme die Oberhand gewinnt.

An den Küsten und in den Fiorden (Einschnitten der See in das Land) friert die See zu. Wo sie noch offen bleibt, raucht sie aber wie ein Ofen. Dies

ist der sogenannte Frostrauch. Die Verdunstung des wärmeren Wassers wird nämlich in der kälteren Luft niedergeschlagen und wird dadurch sichtbar. Dieser Dunst selbst zieht schon Blasen an der Haut. Wenn er aber in den höheren Luftschichten zu lauter kleinen Eistheilchen gefroren ist, und man geht in die freie, damit angefüllte Luft, so hat man das Gefühl, als wenn Gesicht und Hände mit Messern zerschnitten würden, und man kann sich da beides augenblicklich erfrieren.

Nicht wahr, ein solcher Winter wäre selbst euer Freund nicht? wird er doch selbst den doch gewiß an strenge Kälte gewöhnten Grönländern allzu empfindlich.

Wie froh ist dann Alles, wenn endlich der Mai kommt. Aber, aber, auch im Sommer kann man sich einer beständigen, angenehmen Wärme eigentlich nicht erfreuen. Manchmal wird es in den längsten Tagen in der Sonne an geschützten Stellen so warm, daß es lästig wird. Dazu kommen noch Schwärme von Mücken, von denen man gestochen wird. Dann kommt aber plötzlich ein kalter Luftzug vom Eise her, oder es es entsteht dichter Nebel. Und am Abend wird es regelmäßig so kalt, daß man gern wieder den Seehunds- oder Rennthierpelz anzieht.

Solches Klima würde den Missionaren noch weit beschwerlicher sein, wenn sie andrerseits nicht durch die so reine Luft im Allgemeinen bei guter Gesundheit erhalten würden — So hilft der Herr ihnen auch dort zu Freudigkeit in ihrem Berufe.

Weiteres von den Kindern auf der Moskitoküste.

Wie die Größeren ihre Beschäftigung so haben die Kleinern auch ihre Spiele — im Wasser. Das

ist einmal Aller Element. Kaum daß sie laufen können, so geht es auch schon in das Wasser, immer tiefer hinein; und sie ruhen nicht bis sie schwimmen können. Dann verbringen sie manche Stunde des Tags in der Lagune. Nicht allein die Schule, sondern auch Essen und Trinken können sie da manchmal vergessen; besonders wenn sie in das gemeinschaftliche Spielen hinein kommen. Ihr liebstes Spiel ist aber folgendes: Sie machen sich mit großer Kunstfertigkeit kleine Schiffe, mit Masten, Takelwerk und Segeln, die sich ganz nett ausnehmen. Dann bringt ein Jedes das seinige, setzt es auf das Wasser und geht oder schwimmt daneben her. Dasjenige, welches den besten Segler hat, trägt bei der Wettfahrt einen Preis davon und bildet sich nicht wenig ein. — Eine auch für Mädchen passende, nützliche und auch zugleich gern von ihnen verrichtete Beschäftigung ist noch das Abzapfen der vielen Gummibäume, aus deren Milch das von euch so viel gebrauchte Gummi elasticum bereitet wird.

Nun alle solche Beschäftigungen sind recht gut und schön, wenn nur Eltern und Kinder mehr an die Schule dächten, welche die Missionare von Anfang an, besonders für die Kinder in den Gang zu bringen sich treulich gemüht haben, um ihren Geist mehr auszubilden, und vor Allem ihre Herzen auf den Heiland zu richten. Da ist es oft recht schwer für die lieben Missionare, wenn sie sehen müssen, wie das mühsam den Kindern beigebrachte, dazwischen durch Schul-Versäumnisse ganz oder zum Theil wieder verloren geht. Doch fehlt es auch nicht an ermunternden Erfahrungen. In der Tages- wie in der Sonntagsschule haben schon manche Kinder Segen für ihre Herzen gehabt, und besonders von der Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu tiefe Eindrücke bekommen. Solche Kinder sind dann auch gehorsamer und fleißiger

geworden. Sie fürchten sich dann auch nicht mehr vor dem Tode. Einige sind auch schon im Glauben an den Heiland recht selig aus der Zeit gegangen. Es war einmal ein 12jähriger Knabe von einer giftigen Schlange gebissen worden. Er wußte, daß jede Hülfe zu spät komme und er sterben müsse. Seine Pflegeeltern waren sehr betrübt; aber er gar nicht, und sagte zu ihnen: Ich werde sterben, aber ich gehe zum Heiland, der meine Sünden getragen hat, und ich fürchte mich nicht! — Seht, so hat der gute Hirte wie im kalten Grönland, so auch auf der heißen Moskitoküste Seine Schäflein, die Er zu Seiner Zeit in den himmlischen Schafstall einnehmen kann.

Eine Reise von Nain nach Okak in Labrador.

Ein auf der ersteren Missionsstation angestellter Bruder erzählt dieselbe folgendermaßen: „Der 2. März 1865 war einer der kältesten Tage dieses Winters; bei — 25 Gr. R. herrschte ein starker Nord-Ostwind. An diesem Tag wollte ich nach Okak, gegen 15 Meilen, fahren. Sollte ich fahren? Nun ja; ich wagte es auf den Herrn. Um 6 Uhr ging es guten Muthes fort. Ein schöner, heller Tag war es; aber freilich auch eine beißende Luft.

Unsre 19 Schlittenhunde trabten munter fort. Die 2 Fuhrleute, Joseph und Nathan, waren auch aufgeräumt. Sechs Stunden lang fuhren wir zuerst über die ebene Eisfläche der Bucht pfeilschnell dahin, dann über Land auf hartgefrornem Schnee, auch hier gar schön. Nach 5 Uhr wurde bei dem großen Teiche Halt gemacht und das Schneehaus gebaut, das uns für die Nacht aufnehmen sollte. Zugleich wurde in der mitgenommenen kleinen Reiseküche von Eisenblech

Feuer gemacht zum Abendessen. Ueber uns glänzten die Sterne immer heller und heller, je dunkler und kälter es unten bei uns wurde. Nun wurde die zugefrorne mit Mundvorrath gefüllte Blechbüchse aufgemeiselt und der Inhalt gewärmt. Aber ach, da lag Alles im Schnee. Nun, der Schade war nicht so groß; denn nun wurde es mit etwas Schnee wieder gewärmt. Die Eskimos thaten dasselbe mit ihren Erbsen, welche auch steinhart gefroren waren. Zuletzt wurde Alles ins Schneehaus geschafft, und die Hunde wurden das erste und einzige-Mal am Tage (das ist so gewöhnlich) gefüttert.

Das Licht im Schneehaus leuchtete zwischen den weißen, glänzenden Wänden ganz eigenthümlich hell. Nachdem wir mit gutem Appetit unsre Abendmahlzeit gehalten, beschlossen wir den Tag mit einem Abendsegen. Dann legte man sich zur Ruhe. Ich schlüpfte in meinen Schlafsack von Rennthierfellen, welcher noch eine Unterlage von Eisbärfellen hatte; demohngeachtet fehlte mir zu einem guten Schlaf doch die rechte Wärme. Zu beiden Seiten lagen Joseph und Nathanals treue Wächter. Mitten in der Nacht aber machten dieselben zur Abwechselung eine Pause im Schlafen, zündeten sich ihre Tabakspfeifchen an und schmauchten ganz gemüthlich eine Weile, bis sie sich wieder dem Schlaf überließen.

Gegen Morgen aber weckte uns alle Drei ein eigenthümliches, dumpfes Sausen im Freien; wir ahneten nichts Gutes. Nathan bohrte kleine Löcher durch die Schneewand, um zu sehen, was das wäre. Sein Bericht war nicht eben tröstlich; ein gewaltiges Schneegestöber hatte sich erhoben. So mußten wir denn drin bleiben und unsern Kaffee im Schneehaus kochen. Nun wurde der Thür gegenüber eine Oeffnung in die Schneewand gemacht, um dem Rauch

Abzug zu verschaffen, der mich aber dennoch gewaltig in die Augen biß; und doch war man zugleich dem empfindlichsten Zug ausgesetzt. So mußten wir 3 lange Stunden verbringen!

Nun sahen wir, ob wir nicht weiter könnten. Die Hunde lagen angeschirrt vor der Thür; es hätte gleich fortgehen können, aber das Schneetreiben wollte nicht aufhören. Schon glaubten wir noch einen Tag und eine Nacht hier verbringen zu müssen, schon zückten die Männer ihre langen Schneemesser, um ein neues, größeres Schneehaus für diesen Tag zu bauen; — da, plötzlich brach die Sonne durch die Wolken, und obgleich der Sturm noch recht stark war, entschlossen wir uns doch schnell zum Aufbruch. Es wurde auch allmählich besser. Unser Weg führte uns nun bald wieder hinunter vom Lande auf das Meer-Eis, und das war auch gut, denn wir waren schon in ziemlich weichen Schnee gekommen. So ging es unter manchen Abwechselungen und auch Mühseligkeiten den ganzen Tag fort, bis wir endlich Nachts 11½ Uhr in dem ersehnten Okak anlangten. Hier waren die Missionsgeschwister schon zu Bett, standen aber eiligst auf und hießen uns voller Freuden willkommen. Mit ihnen dankten wir zum Schluß gemeinschaftlich dem Herrn für den auf der Reise erfahrenen Schutz.

Eine Reise im Kaffernland

ist freilich von ganz andrer Art als eine wie die eben erzählte. (Die eine von beiden zeigt das Titelbild) Da fährt man nicht auf einfachem, leichtem Schlitten, sondern in einem 15—18 Fuß langen und 6—8 Fuß breiten Wagen, der unter einer doppelten Plane so

hoch ist, daß man aufrecht darin stehen kann. Dies ist also ein förmliches kleines Haus auf 4 Rädern. „Wozu aber ein solcher Koloß?" werdet ihr fragen. Ja, da müßt ihr wissen, ein solcher Wagen muß zugleich zur Schlafstätte dienen, muß daher auch Betten in sich aufnehmen, dann aber auch Lebensmittel, Hausgeräth, Kochgeschirr und alle Reisebedürfnisse; selbst Fässer mit Wasser dürfen nicht fehlen. Und warum das Alles? Nun, besonders im Unterlande der Kap-Colonie fehlt es an Ortschaften und Häusern, wo man ein Unterkommen und Bewirthung finden kann. Die Stelle der Straßen-Gasthöfe vertreten dort privilegirte Ausspannplätze, welche man hie und da an der Straße findet und an den Spuren des Feuers erkennt, welches da angezündet zu werden pflegt. Da darf man ausspannen, das Zugvieh weiden lassen, Zelte aufschlagen und sich die mitgebrachten Mundvorräthe bereiten; das ist das Ganze. Ein solcher Wagen muß also ein fahrendes Wirthshaus abgeben.

Wie aber wird ein solcher Koloß von der Stelle gebracht? Nun da weiß man Rath. Dort fehlt es nicht an Rindvieh; und da werden denn 12, 16 oder 18 Ochsen genommen und vorgespannt; also so viel wie dort in Labrador Hunde vor den Schlitten. Ihr denkt wohl: „das ist doch Ueberfluß, so viel Ochsen!" — Aber, ihr solltet nur einmal die dortigen Wege sehen, diese führen, ungebahnt wie sie sind, einmal durch eine weite Ebene mit weichem Grasboden oder lockerem Sand, dann aber auch wieder über hohe Berge, deren steile Abhänge entweder schlüpfrig oder aber felsig sind. Da haben denn die 12—20 Ochsen oft genug zu thun, und der außer dem eigentlichen Fuhrmann noch besonders angestellte Treiber auch genug in seinem Theil, um eine solche Last fortzubringen.

Auf diese Weise reisten auch unter Andern die 2 Brüder Baur und Hartmann im Sommer 1862 von der im englischen Kaffernland gelegenen Missionsstation Silo in das freie Kaffernland, zum Behuf der Anlegung einer Missionsstation, welche auch seitdem an der Baziya (spr. Basieja) zu Stande gekommen, aber ja leider auch schon so schwer heimgesucht worden ist.

Sie erzählen von dieser Reise: „Am 27. August brachen wir in unserm mit 16 Ochsen bespannten Wagen auf, und gelangten bald an den großen Key-Fluß. Brücken gibt es hier zu Lande nicht, selten Fähren; wenn der Fluß nicht zu tief ist, wagt man das Durchfahren. Das mußten wir hier thun, und kamen glücklich ans jenseitige Ufer. Am nächsten Sonntag wurde an einem Ausspannplatz geruht und Gottesdienst gehalten. Am Morgen mußten erst die Ochsen zusammengetrieben werden, welche sich zum Theil weit verlaufen hatten.

Unser nächstes Ziel war der Kraal (kleines Dorf mit Viehgehege) Umzi Umkulu, Residenz des Tambukki-Häuptlings Joyi, bei dem wir uns in unsrer Angelegenheit angemeldet hatten. Als wir ankamen, bewirthete er uns sogleich freundlich mit vortrefflichem Amasi (saurer Milch); dann ließ er ein großes, fettes Schaf schlachten und bat uns damit zufrieden zu sein; wir waren es gern, und bald brieten die Fleischstücke lustig im Topf. Als wir aßen, leistete er uns mit den Seinigen noch etwas Gesellschaft, entfernte sich aber dann mit Allen. Wir verstanden den Wink und schickten mehrere große Stücke Fleisch ihnen nach; dem Häuptling ein ganzes Viertheil.

Nach einiger Zeit kam denn Joyi feierlich und begann also: „Ich bin von euerm Vorhaben unterrichtet und freue mich, daß Lehrer in unser Land kommen. Ich will euch ein Stück gutes Land, wo Holz und

Wasser ist, überlassen; geht es euch ansehn, und kommt dann wieder, mir zu sagen, ob es euch ansteht." Hierauf dankten wir ihm erfreut im Namen, unsrer „großen Lehrer" (abafundisi abakulu). In unserm Herzen aber dankten wir inbrünstig dem Herrn, der noch ehe wir gerufen, gehöret hatte, denn, wie wir dann vernahmen, so war schon vor unsrer Ankunft Alles abgemacht worden. (Fortsetzung folgt.)

Neuestes.

Moskito-Küste. Vom Orkan daselbst muß ich euch doch nun auch aus Rama, einer andern Missionsstation aus dem Brief des dortigen Missionars Jürgensen berichten; derselbe schreibt: „Br. Lundberg aus Bluefields war bei uns über Nacht; um 10 Uhr versuchten wir, obwohl es sehr stürmte, uns schlafen zu legen. Doch nicht lange ließ es uns im Bett; die zunehmende Heftigkeit des Sturms trieb uns aus demselben, da wir Gefahr sahen. Wir nagelten Fenster und Läden fest. Gegen 11 Uhr war das Dach weggerissen; da mußten wir unter dem stärksten Regen die ganze Nacht im Wasser stehen! Um uns herum heulte der Sturm, über uns rollte der Donner, unter uns erbebte die Erde; die dicke Finsterniß wurde durch die zuckenden Blitze grell und nur auf eine erschreckende Weise durchbrochen! — Eine schaudervolle Nacht, die wir durchleben mußten! Wir zählten die Minuten und seufzten zum Herrn: „Hüter, ist die Nacht schier hin?!" — Oft dachten wir, daß wir den Morgen nicht erleben würden; denn wir mußten jeden Augenblick den Einsturz des Hauses und unsern Tod unter seinen Trümmern erwarten! — Endlich brach der ersehnte Morgen an; Gott sei Dank! — Aber,



was sahen wir! — die schöne, neue Kirche, so wie unser Wohnhaus, ohne Dach! alle Bäume, so wie alle Hütten bis auf 3, auf der ganzen gestern noch wie ein Garten Gottes lieblich grünenden und blühenden Insel niedergeworfen! Und doch — wie viel gibt es dem Herrn zu danken! Kein Menschenleben durften wir beklagen; wunderbar hatte der allmächtige Herr die drohende Todesgefahr von uns und Andern abgewendet: da waren 2 große Kokosbäume dicht neben unserm Haus niedergeworfen worden; dicht neben einer Frau und ihrem auf einem Kasten liegenden Kinde fiel ein Baum nieder, ohne sie zu beschädigen; ein starker Ebo-Baum riß mit seinen Aesten ein Haus um, doch so, daß die Bewohner sich noch retten konnten; in der Kirche hatten 2 Kinder geschlafen, es gelang uns, dieselben noch zu uns zu bringen, obwohl wir auf dem kurzen Weg kaum Athem holen, noch auf den Beinen uns erhalten konnten.

So wolle der treue Herr weiter helfen, wenn nun mancherlei Noth folgt; und das ist zu fürchten! Sind doch alle Anpflanzungen der armen Indianer zerstört, die ihnen den täglichen Bedarf lieferten; die Austernbänke verwüstet, welche ihnen Erwerb verschafften! — Wovon sollen sie nun leben?! — Selbst die wilden Schweine im Walde sind zu Grunde gegangen! — Das Trinkwasser ist verdorben; die Luft verpestet durch todte Seegeschöpfe! — Werden da nicht Krankheiten entstehen? — Doch wir wollen stille sein und dem Herrn vertrauen! So viel von Rama; wie diese kleine Station sich früher vor dem Kirchenbau ausnahm, seht ihr hier. —

Nun hört noch von Bluefields, wo die Brüder die Mission auf der Küste begannen, aus der Feder des Br. Lundberg. „Wie mir in der Nacht zu Muthe war, kann man sich kaum denken. — Zu dem Schreck-

lichen, was ich in Rama erlebte, kam die Angst um meine Frau und die Lieben in Bluefields überhaupt. Sobald als möglich eilte ich am Morgen nach Hause. Aber kaum kannte ich meinen Wohnort wieder; nur acht, auch noch beschädigte Häuser standen, außer dem Missionshaus, an ihrer Stelle; auch die Umgebung hatte ein andres Aussehen, da alle die vielen, schönen Bäume am Boden lagen. — Ich nahete unserm Haus; nun, wie wird es da sein, dachte ich, werde ich Alle am Leben finden? — Da kam mir meine Frau entgegen! welche Freude! — aber auch, welches Wiedersehen! — Wie sah es im Hause aus?! Alles durch und durch naß; unten stand das Wasser! Zerbrochne Thüren und Fenster, manche weggeschleudert; in der Stube Tisch und Sofa an die andre Wand geworfen; aus der Kinderbettstelle Matratze und Strohsack durch das Fenster geworfen; Stutzuhr und Bilder in tausend Stücken; und das halbzerstörte Dach darüber; daher der immer noch strömende Regen reichlich eindrang! — Und wie war es meiner Frau unterdessen gegangen? Sobald sie Gefahr bemerkte, hatte sie sich hinauf in den zweiten Stock begeben, wo Schw. Renkewitz krank lag. Hier fing nun auch der Regen bald an einzudringen; der Sturm riß die Hallenthüre auf, meiner Frau gelang es aber, sie zuzunageln, während Br. Renkewitz sich vergeblich damit bei den Fenstern und Jalousieen mühte. Die vorderen Fenster wurden herausgerissen; das Krachen über ihnen wurde immer ärger. So war oben ihres Bleibens nicht mehr; sie allein konnten aber die Kranke nicht tragen. Da sandte ihnen der Herr einen deutschen Freund, der bei ihnen mit Frau und Kind Schutz suchte und nun mit zugriff. — Nun waren sie Alle unten vereinigt. Aber sicher fühlten sie sich auch hier nicht; denn über ihnen krachte es beständig; aber an Fliehen war ja nicht zu

denken. Sie konnten nichts thun, als den Herrn um Seinen gnädigen Schutz anflehn! — Und wie hat Er das Flehen erhört! Er hat uns am Leben erhalten; auch von der Kranken, so wie von meiner Frau, welche, so durchnäßt wie sie war, von dem Bette derselben nicht gewichen war, bis jetzt allen Schaden an der Gesundheit abgewendet, und überhaupt uns Alle gesund erhalten, obwohl wir am Morgen nach der Schreckensnacht ganz starr und steif vor Kälte waren, und bei der Unmöglichkeit Feuer anzuzünden, aus Mangel an trocknem Holz, uns keine warmen Speisen bereiten konnten. Hier am Ort sind Manche bereits in Folge von Verkältung und auch des Schreckens gestorben, Einige auch erschlagen. Siebenhundert Einwohner von Bluefields standen nach dieser Nacht im strömenden Regen ohne Obdach! Ein Gnadenwunder ist es, daß unser 2stöckiges, auf einer Höhe freistehendes Haus stehen geblieben ist, so daß wir doch darin für uns und Andre eine Zuflucht und Bergung haben. — Das neue Schullehrerhaus war 10 Fuß weit fortgetragen worden. — Unsre Kirche ist recht beschädigt, die Glocke entzwei, das Harmonium in Stücken. — Täglich zeigt sich neuer Schaden und Verlust. Doch der Herr verletzet und verbindet; Er zerschmeißet und heilet!

Vor diesem Herrn gedenket auch ihr, liebe Kinder, der so schwer Heimgesuchten dort über dem Ocean!

Suriname. Am 1. November 1865 ist denn Johannes (King) von seiner Missionsreise zu den Heiden am Marowyne-Fluß mit seinen Begleitern in Paramaribo wieder angekommen, nach 3 Monaten. Sein Tagebuch enthält 40 enggeschriebene Quartseiten! Er hatte verschiedene Negerstämme in ihren Kamps

(Dörfern) besucht; überall baten die Heiden, daß ihnen das Wort Gottes verkündigt werden möge; und fast Alle waren bereit, die Abgötterei und den Teufelsdienst wegzuwerfen und sich zu bekehren. Einige sagten beim Abschied zu Johannes: „Du mußt durchaus wiederkommen; wenn du uns so allein ließest und wir müßten so sterben in unsern Sünden, so würden wir dich vor Gott droben verklagen, daß du die Schuld hast, wenn wir verloren gehen." — Fast überall danken die Neger dort Gott, daß ihnen eine Erlösung aus dem Elende verkündigt wird. — So schreibt Johannes. — Er sagte bei seiner Rückkehr zu Br. van Calker in Paramaribo: „Der Herr hat für euch Arbeit aufgesucht, und wir dürfen nicht lange warten, damit sie nicht wieder Alles vergessen und verlieren."

Seht, da hat der Herr eine neue Thüre aufgethan; aber ohne Seine Wunderhülfe können die Brüder zu jenen Buschnegern nicht gelangen; denn es ist da dichter Urwald, dessen dicht stehende Bäume noch durch Schlingpflanzen mit einander verbunden sind, so daß man an vielen Stellen nicht durchkommt. Dazwischen kommt wieder ein tiefer Sumpf oder einer von den vielen kleineren Flüssen (Kreeke), welche noch dazu jedes Jahr weit austreten, weil es eigentlich 8 Monate im Jahr dort täglich einmal in Strömen regnet. Nun die Buschneger waten und schwimmen da schon allenfalls hindurch; aber ein Europäer, sagte Johannes selbst, kann durch die Kreeke und Sümpfe nicht reisen. Wenn es nur Schiffsgelegenheit gäbe, könnte man durch die Mündungen der Flüsse auf denselben dann in Böten in das Innere eindringen, wiewohl auch das dann immer noch gar beschwerlich und zugleich wegen der dortigen feucht-heißen, höchst ungesunden Luft lebensgefährlich ist. — Johannes sagte nach seiner Rückkehr: „Wir sind müde; denn es ist

sehr schwer gewesen; den ganzen Tag rudern; über Wasserfälle und Felsen seinen Weg suchen und dann Abends gleich predigen, bis in die tiefe Nacht hinein reden und lehren, und sodann des Morgens aufs Neue, und dann wieder ins Boot an die Arbeit mit den Rudern; das war sehr schwer; aber der Herr hat uns Kraft gegeben."

Nun wir wollen gläubig hoffen:

Der so Vieles schon gethan,
Hat noch mehr im Sinne!

Labrador. In Nain ist nun auch ein Waisenhaus errichtet, da sind schon 10 Eskimokinder aufgenommen; auch die Haus-Eltern sind Eskimo's.

In Hebron, der nördlichsten Station, sind im letzten Winter wieder viele Eskimos an dem bösartigen Schnupfen erkrankt und 12 entschlafen.

In der Betrübniß über diese Heimsuchung hatten die Missionare aber auch eine Freude. Es besuchten sie nämlich wieder ziemlich viel Heiden aus dem Norden, zu denen sie vom Heiland reden konnten. Freilich fanden sie diesmal nur bei einer Familie rechtes Gehör; diese kam aber öfters in das Missionshaus und hörte stundenlang aufmerksam zu. Diese Leute sagten: „Seit wir von Jesu etwas wissen, lassen wir unsre früheren, bösen Gewohnheiten und vertrauen Ihm allein." Zum Dableiben ließen sie sich aber noch nicht bewegen.

Die Harmony ist nach einer Fahrt von 27 Tagen am 12. October in London angekommen.

Süd-Afrika. Von der Zerstörung der Station Baziya erzählt Br. Baur folgendes Nähere: Gegen

Sonnenuntergang bemerkte ich, daß die Wolken am Himmel wunderlich im Kreise herumgetrieben wurden. Plötzlich sah ich, wie jenseits des Flusses ein Wirbelwind Staub und Erde hoch in die Luft führte; gleich darauf kam er in den Fluß und hob das Wasser mit starkem Rauschen zu einer Wasserhose in die Höhe. Nun eilte ich in das Haus zu Frau und Kindern, sah aber zugleich schon die Dächer von andern Häusern wegfliegen, und ein Stück Dach fiel dicht bei mir nieder. Jetzt krachte es über uns, das Dach unsers Hauses wurde uns über den Köpfen weggerissen, und das Haus selbst stürzte nun zusammen; ich war zwischen einer Thüre und ihrem Pfosten eingeklemmt und fiel mit den Trümmern nieder: doch, ich konnte mich schnell herausarbeiten. Was sah ich? Ueber mir den freien Himmel, und kein Haus. Sogleich rief und blickte ich nach den Meinigen; Gott sei Dank, sie waren da, Alle am Leben; Eins nach dem Andern kam aus den Trümmer hervor, freilich nicht ohne bedeutende Beschädigungen. Die Dämmerung war hereingebrochen, und es regnete stark. Wo sollten wir Obdach finden! Siehe, da erblickten wir noch Ein Haus, das sein Dach behalten hatte. Dahin flüchtete ich die Meinigen; selbst aber machte ich mich daran, so viel wie möglich von Sachen aus dem Schutt herauszusuchen. Nun, Lebensmittel fanden sich da noch ziemlich zusammen. Aber von unsrer sonstigen Habe fanden wir das Meiste erst in den nächsten Tagen und dann auch größtentheils unbrauchbar, — Vieles aber gar nicht wieder. —

Fast unglaublich sind die Wirkungen dieses Wirbelwindes, welcher doch nur 10— 12 Sekunden gedauert hat. Ein Wagen wurde ganz herumgedreht, das Hintergestell abgebrochen und über 100 Schritt fortgeführt; 20 Fuß lange Planken wurden in Split-

ter zerrissen und fast eine Stunde weit weggetrieben. Schafe fand man 300 Schritt weit von der Stelle, wo sie gestanden hatten, todt da liegen. Ein großes, starkes Mädchen wurde aus der Küche heraus über die Mauer gehoben und auf einige Kornsäcke geworfen. Ein starker Kaffer wurde wie eine Feder in die Höhe gehoben, einige Schritt von da niedergeworfen, wieder aufgehoben und gegen die Wand seiner Hütte geschleudert; um sich her sah er Balken und Pfähle fliegen. — So fehlte es nicht an wunderbaren Lebensbewahrungen. Die kegelförmigen Kaffernhütten hatten am meisten Widerstand geleistet; von manchen wurde nur der obere Theil weggerissen, die Menschen aber hob der Wind heraus und warf sie außerhalb auf den Boden. „Siyabone utixo!“ d. h. „wir sehen Gott“ riefen die Kaffern aus, verwundert darüber, daß Niemand den Tod gefunden hatte. —

Geschw. Baur haben bei dem englischen Missionar Gordon Aufnahme gefunden. — Aber wie viel haben sie verloren! — Und nun ist die Station wieder aufzubauen! — Da gilt es Theilnahme und Fürbitte! —

Australien. In Ebenezer sind am 26. und 27. Juli vorigen Jahrs wieder 3 Papus, ein Mann, eine Frau und ein Mädchen getauft worden; James (Dschehms), Martha, Elisabeth sind nun ihre Christennamen. So sind dort jetzt 10 Getaufte, und eben so viel warten auf die heil. Taufe. Die Mitglieder des Gemeinleins halten sich treulich von den Versuchungen zu ihren alten heidnischen Gewohnheiten und Sünden heraus.

In Ramahyuck ist am 12. August 1865 der Grund zu einer Kirche gelegt worden. Br. Kramer

wird von früh bis spät von den Schwarzen belagert, welche gern Unterricht bei ihm haben wollen. Zwei sind der heil. Taufe gewärtig.

In Adelaide warten die 3 Brüder immer noch auf das Ende der Trockenheit, bei der sie nicht wagen können, ihre Reise nach Norden anzutreten.

Ihr schwarzer Begleiter, Daniel, ist seitdem im Glauben an Jesum selig heimgegangen.

Liebe zum Missionswerk.

Ein Pfarrer in einem holländischen Dorfe war mit seinen Kirchkindern von besonderem Eifer zur Unterstützung der Heidenmissionen beseelt, so daß sie fast über Vermögen thaten. Nun hatte die Gemeine ein Stück Heideland umgearbeitet, um dasselbe zu besäen. Wollte man aber auf eine Ernte hoffen, so mußte nach menschlichem Sinne das Land gedüngt werden, und das kostete wenigstens 100 Gulden. Nun hatte man aber gar kein Geld mehr, es war alles für die Mission ausgegeben. Der Pfarrer rief die Gemeinde zusammen und fragte sie, ob sie es dem Heiland nicht zutrauten, daß Er das Land auch ohne Dünger segnen könne? Alle riefen von Herzen: „Ja, das glauben wir gewiß!“ Nun wendete sich der Pfarrer so recht kindlich im Gebet an den Herrn, stellte Ihm vor, daß sie ja alles Geld für die Mission ausgegeben hätten, und nichts mehr besäßen, um Dünger zu kaufen. Er möge doch auch ohne solchen, die Saat segnen! — Und siehe da; der Same ging auf, die Saat grünte, das Getreide wuchs bis zur Ernte; wie aber fiel die Ernte aus? der Herr that über Bitten und Verstehen; denn in der ganzen Umgegend war kein Land zu sehen, welches so schöne und reiche Früchte getragen hätte, als dieses ungedüngte Land! 2 Cor. 9, 6.

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von $\frac{3}{4}$—1 Bogen in 12. Preis für den halben Jahrgang praenumerando 3 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig bei H. Schultze.
Herrnhut = C. Th. Brahts.
Niesky = C. G. Hoberg.
Neusalz a. O. = Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei = G. Hans.
Neudietendorf = Pred. E. Wenk.
Ebersdorf = E. Enkelmann.
Neuwied = C. A. Ledoux & C.
Berlin = Diakon. Erxleben.
Gnadenberg = G. A. Hayder.
Goldberg = P. L. Curie.
Bremen = R. Meder, Ansgarii-Kirchhof 7.
Basel = Felix Schneider.
Stuttgart = J. H. Roser.
Königsfeld = D. F. Redslob.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei
C. H. Pemsel.

Nr. 2. März 1867.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 2. März 1867.

Anfang der südafrikanischen Mission.

Fortsetzung.

Br. Schmidt hat Noth mit den Sprachen: zieht weiter fort; hat eine große Freude.

„Nun, heute werden wir also, wie uns versprochen ist, von der Bekehrung der ersten Hottentotten hören," so denkt ihr mit Recht, liebe Kinder. Etwas müßt ihr euch aber noch gedulden. — Unser Br. Schmidt nahm es sehr genau; an bloßen Namen= und Mund=Christen lag ihm nichts, sondern er trug es auf eine gründliche Bekehrung an. Dabei stand ihm aber nun ein großes Hinderniß im Wege; das war die Verschiedenheit der Sprachen. Die bisherige Unterredung durch einen Dolmetscher konnte ihm auf die Länge nicht genügen; er mußte selbst unmittelbar mit seinen Hottentotten sprechen können. — Da war nun sein erster Gedanke,

ihre eigne Sprache zu lernen. Er machte sich auch wirklich daran: Aber, ach, schon in den ersten Wochen mußte er sich gestehen, daß jene Prediger in Amsterdamm Recht gehabt hätten mit ihrer Behauptung, er werde die schwere Sprache der Hottentotten nicht lernen können. Und in der That, es ist dies auch eine ganz absonderliche Sprache. Es hat einmal Jemand gesagt, die Hottentotten kämen ihm, wie eine Nation stammelnder Kinder vor. Die armen Leute haben nehmlich sehr wenig Worte, um alles das auszudrücken, was sie sagen wollen, und um nun einem und demselben Worte verschiedene Bedeutungen zu geben, helfen sie sich damit, daß sie es mit einem verschiedenartigen Schnalzen der Zunge begleiten. — Es kommt also darauf an, daß man bei dem Aussprechen eines Wortes auf eine bestimmte Weise schnalzt. An dieser Kunst nun war es, daß des lieben Missionars Bemühungen scheiterten. Die Hottentotten verstanden ihn gar nicht oder falsch, und konnten sich mit dem besten Willen des Lachens nicht enthalten, sobald er nur den Mund aufthat. — Damit war es also nichts; was aber nun! Anders blieb nichts übrig, als zu versuchen, ob er den Hottentotten das Holländische beibringen könne. Wohlan! Er fing sogleich mit 2 Schülern an, zu denen bald noch mehr kamen. Aber ach, da gab es eine neue Geduldschule; diesen stumpfsinnigen Leuten auch nur erst die richtige Aussprache zu lehren, war keine Kleinigkeit. Doch er wurde nicht müde und gab die Hoffnung nicht auf, es doch noch zu etwas bringen zu können.

Um ungestörter und häufiger mit seinen lieben Hottentotten verkehren zu können, verlegte er im Jahre 1738 seinen Wohnsitz vom Compagnie-Posten weg, 3 Stunden tiefer in das Land hinein, an den Sergeantfluß; mit ihm zogen 18 Hottentotten. Nun

mußte also mit dem Haus- und Gartenbau wieder von vorn angefangen werden. Da konnten die Hottentotten nun auch wieder von seinem Fleiß und seiner Geschicklichkeit lernen. Er aber ließ es sich hier auf's Neue angelegen sein, ihnen die holländische Sprache und zugleich, so gut es ging, das Wort Gottes zu lehren, und Schule wie Versammlungen wurden immer fleißiger besucht; in letzteren konnte er bald gegen 50 andächtige Zuhörer zählen. Unter denselben machten dem treuen Bruder am meisten Freude die 2 euch schon bekannten, Afriko und Kibbodo, vorzüglich aber ein gewisser Wilhelm. Dieser sagte unter Anderm einmal zu seinem Lehrer: „Wenn Alle vom Heiland weggingen — ich nicht; denn Er hat Worte des ewigen Lebens. Ich bin noch nicht der Mensch, der ich werden soll, aber ich will den Heiland bitten und bei Ihm bleiben, bis ich die Gnade Seines Blutes recht in meinem Herzen erfahre." Was mußte unser Br. Schmidt dabei fühlen!

Eine Ermunterung andrer Art hatte der liebe Bruder um diese Zeit bei einem Besuch in der Capstadt. Da sieht er plötzlich auf der Straße zwei Brüder aus Herrnhut, David Nitschmann den jüngeren, und den Arzt Eller. Dieselben hatten den Auftrag, als Missionare nach Ceylon zu gehen, und auf dem Wege dahin zu sehen, was Br. Schmidt in seiner Einsamkeit auf der Cap mache. Welche Freude war es für unsern Bruder, nach so langer Zeit wieder einmal Brüder aus Herrnhut sehen und sprechen zu können, und noch größer wurde seine Freude, als sie ihm einen Brief des lieben Grafen Zinzendorf einhändigten. Die liebevolle Theilnahme, welche er darin ausgesprochen fand, thaten seinem Herzen innig wohl, sie ließ ihn für den Augenblick alles Schwere in seinem Beruf vergessen und schenkte ihm Freudigkeit zum ferneren Dienst

Die 3 Brüder gingen nun in die Herberge, wo ihnen über den gegenseitigen Mittheilungen der Tag nur allzuschnell verging. Am nächsten Morgen mußten die Zwei wieder abreisen. Ehe sie sich zur Ruhe legten, fielen sie in ihrer abgelegenen Kammer auf die Kniee, dankten dem Herrn für das unter den Hottentotten begonnene Werk und legten Ihm die Vollführung desselben ans Herz.

Bekehrung und Taufe der ersten Hottentotten.

Nachdem sich Br. Schmidt von seinen lieben Brüdern in herzlicher Liebe verabschiedet hatte, kehrte er auch wieder gern zu seinen Hottentotten zurück, um mit neuem Eifer sie zu unterrichten. Seine Arbeit im Herrn war auch nicht vergeblich. Zu Ende des Jahres 1740 konnte er schreiben: „Die Zahl meines Volkes, die an den Heiland gläubig geworden sind, ist 32. Unter diesen ist Wilhelm am weitesten gefördert. Er liebt in Wahrheit den gekreuzigten Heiland, in dessen Blut er Vergebung seiner Sünden gefunden hat."

Mit ihm hatte der Missionar, als sie mit einander in's Holz gingen, ein gar erbauliches Gespräch. Wilhelm klagte sich als einen verdammungswürdigen Menschen an. Br. Schmidt wies ihn zum Heiland hin, mit der Versicherung, daß er bei Ihm Gnade finden werde, so gewiß, als die Sonne am Himmel stehe. „Ich hoffe," fuhr er fort, „du wirst noch einmal mein Bruder werden." W. „Ich wollte gern dein Bruder sein, und wenn du weggingst, mit dir gehn." S. „Nun, bete ohne Unterlaß, so wird dir Gnade gegeben werden." —

Was Br. Schmidt seinem Wilhelm verheißen, ließ der Herr in Erfüllung gehen; dieser wuchs von Tag zu Tage immer mehr in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. — Als nun im März 1741 durch eine schriftliche Ordination von Herrnhut der liebe Missionar das Recht zur Verwaltung der Sacramente erhalten hatte, dachte er ernstlich daran, nun den Hottentotten Wilhelm durch die heilige Taufe der Kirche Jesu Christi einzuverleiben. Er nahm daher mit demselben noch eine gründliche Prüfung seiner Heils-Erkenntniß und seines Herzenszustandes vor:

Br. Schmidt hatte mit Wilhelm eine Reise nach der Capstadt gemacht. Als sie auf dem Rückweg waren, und so allein auf einsamen Pfade dahin wanderten, richtete der Missionar plötzlich die Frage an seinen Begleiter: „Wünschest du getauft zu werden?" Freudig erwiederte Wilhelm: „Ja, von ganzem Herzen!" Nun machte Br. Schmidt ihm noch einmal die heil. Taufe recht wichtig, und als sie an ein fließendes Wasser kamen, da dachte er, was hindert es, daß dieser nicht getauft werde; er stieg vom Pferde, fiel auf die Kniee und that ein inbrünstiges Gebet. Als er wieder aufgestanden war, fragte der Missionar zu Wilhelm gewendet: „Glaubst du, daß der Sohn Gottes gestorben ist am Kreuze für aller Menschen Sünden?" W. „Ja!" S. „Glaubst du, daß du ein von Natur verdammungswürdiger Mensch bist?" W. „Ja!" S. „Bist du willig, durch die Gnade des Heilandes keine Schmach noch Verfolgung zu scheuen und den Heiland zu bekennen vor aller Welt und Ihm treu zu bleiben, bis in den Tod?" W. „Ja!" S. „Willst du getauft werden?" W. „Ja!"

Hierauf verrichtete Br. Schmidt die heilige Handlung an dem Hottentotten Wilhelm an der Stelle, wo sie eben waren, unter freiem Himmel, im Namen und

in der Gnadengegenwart der heiligen Dreieinigkeit. — Dies geschah Ende März 1741; also ungefähr 1700 Jahre nachdem der erste Bewohner Nordafrika's dort an der Straße von Jerusalem nach Gaza unter denselben äußeren Umständen von Philippus getauft worden, wurde hier am Süd-Ende desselben Welttheils die Erstlingsfrucht gesegneter Missionsarbeit vom Herrn Seinem treuen Arbeiter geschenkt.

Josua, dies war der neue Name des ersten christlichen Hottentotten, erhielt nun bald auch Brüder und Schwestern im Herrn aus seiner Nation. Nächst ihm konnte Br. Schmidt den Afriko und dann den andern dieser seiner 2 ersten Freunde, den Kibbodo taufen, wobei Ersterer Christian, Letzterer Jonas genannt wurde. Auf diese folgten als Mitglieder der ersten christlichen Hottentottengemeine 2 Frauen, Magdalena und Christina. Erstere merkt euch besonders; ihr sollt später noch etwas Merkwürdiges von ihr zu hören bekommen.

Der Herr fuhr fort die treue, aber immerhin mühe- und sorgenvolle Arbeit an den Herzen der Hottentotten zu segnen; am Ende des Jahres 1742 hatte Br. Schmidt 50 Personen in Unterricht und Pflege, unter denen sich 7 Getaufte befanden; er verlangte immer sehnsüchtiger nach einem Mitarbeiter aus Herrnhut, da die Ernte immer größer werden und selbst zu den 100 Meilen entfernten Kaffern sich ausdehnen zu wollen schien. — Da, ach, wurde sie für lange Zeit fast ganz vernichtet durch ein Gewitter, das sich nach und nach zusammengezogen hatte. — Was war dies für ein Gewitter? — Die Antwort darauf soll euch das nächste Heft bringen.

Von Calcutta nach Kyelang.

Fortsetzung.

Was bis Delhi noch zu sehen war.

Nun, wer von euch, lieben Kinder, hat die auf Kürbishütten passende Bibelstelle gefunden? — Diejenigen, welche auf diese Frage schweigen, verweise ich auf Jona 4, 5, damit wir unsre lieben Reisenden weiter hören können, wenn sie erzählen, wie folgt:

„Unsre Transitwagen brachten uns schnell weiter. Bald zeigte sich uns unweit der Straße wieder etwas Neues, ein Lager von eingebornen Soldaten (Siepoy's); ringsum die Zelte standen und lagen eine Menge Kameele und Elephanten, schwer bepackt mit Proviant und Kriegsmunition. Das war lustig anzusehen, wenn man nicht an den Zweck dachte. Ein anderes ohne Weiteres abstoßendes Schauspiel bot sich uns nicht lange nachher dar, nehmlich die Feier eines Götzenfestes, welche einem Hauptgötzen, Ram, zu Ehren begangen wurde. Eine zahllose Menschenmenge war hier beisammen, auch Frauen zeigten sich hier öffentlich, so viel, als wir noch nicht gesehen hatten. Dieselben zeichneten sich durch ihre hochrothen Gewänder aus. Aus dem gewaltigen Lärm heraus drang eine Ohrenzerreißende Musik zu uns herüber. Wir waren froh, als wir aus dem Bereich dieses heidnischen Treibens wieder heraus waren.

Delhi.

Nun kamen wir nach dem berühmten Delhi." — Die Geschichte dieser Stadt ist ein recht schlagender Beweis von dem Unbestand aller menschlichen Größe und irdischen Herrlichkeit. Sie war einst Hauptstadt und Mittelpunkt eines großen Mongolen-Reiches, und

Residenz des Groß-Moguls, wie sich die Beherrscher dieses mächtigen Reiches nannten. Dasselbe wurde durch Aurengzeb, welcher von 1656—1707 gewaltig herrschte, auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes erhoben. Die Einkünfte des Groß-Moguls betrugen damals 224 Millionen Thaler, sein Schatz bestand aus unermeßlichen Reichthümern an Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art. Delhi zählte damals 2 Millionen Einwohner; außer dem weitläuftigen Kaiserpalast, den Mausoleen und vielen herrlichen Moscheen, umfaßte die Stadt noch viele andre prachtvolle Gebäude, deren Trümmer noch jetzt bewundert werden, so wie die dazwischen liegenden herrlichen Gärten. — Im vorigen Jahrhundert wurde Delhi dreimal von fremden Eroberern eingenommen, geplündert und theilweis zerstört. Ueber das immer neuen Bedrängnissen ausgesetzte Reich breiteten endlich die Engländer ihre Flügel aus, welche aber den künftigen Kaisern nur den Titel und einen Gehalt, aber nicht mehr die Macht ließen. In dem blutigen Aufstand des Jahres 1857 suchte der damalige Schatten-Kaiser sich wieder zu einem wirklichen Groß-Mogul zu machen, und Delhi wurde der eigentliche Sitz der Verschwörung und Erhebung gegen die Engländer, welche indeß doch zuletzt die Oberhand behalten haben. Das Groß-Mogulthum hat seitdem auch dem Namen nach aufgehört; der letzte Träger desselben wurde als 90jähriger Greis in die Gefangenschaft abgeführt, nachdem merkwürdiger Weise der Mächtigste seiner Vorgänger, Aurengzeb, das gleiche Alter noch anf dem Throne erreicht hatte. Die Söhne des letzten Kaisers sind alle umgebracht, seine Töchter gehen betteln.

Hören wir nun weiter, was unsre Reisenden von ihrem dortigen Aufenthalt berichten. „Von langer Fahrt in Hitze und Staub, kamen wir müde und ver-

schmachtet in Delhi an und freuten uns auf eine erquickliche Nachtruhe. — Aber ach, grade das Gegentheil wartete unser; es kam so, daß wir froh waren, als nur wieder der Morgen anbrach und uns erlaubte auszugehn. Warum? Nun, erstens war die Hitze in unserm Schlafgemach unerträglich, obwohl es schon October war; und zweitens fielen die Muskito's schaarenweise über uns her, so daß wir kein Auge zuthun konnten. Am nächsten Abend sahen wir uns in der weitläuftigen Stadt um, welche nach allen den Verheerungen, die sie schon erlitten, doch immer noch 300000 Einwohner hat. — Bei jedem Schritt stießen wir auf Spuren der furchtbaren Kämpfe, welche während des letzten Krieges hier gewüthet hatten, und von denen uns noch viel erzählt wurde. Vor einem Stadtthor sollen so viel Leichen gelegen haben, daß man es nicht hatte öffnen können, daher es den Namen Blutthor erhalten hat. Am heftigsten war der Kampf um die herrliche Hauptmoschee der Stadt. — Diese Moschee ist jetzt mit Soldaten besetzt; früher durften Christen sie nur selten und dann nur ohne Schuhe betreten; wir fanden ohne Weiters freien Zutritt. Zu ihr hinauf führen breite, hohe Stufen, am Eingang sind eherne Thore angebracht; unter ihr sollen ungeheure Schätze verborgen sein; mögen sie liegen!

Fahrt in Ochsenkarren.

Am zweiten Tag nach Mittag reisten wir weiter. Am nächsten Morgen zeigten sich uns die ersten Vorberge des Himalaya. Also dahinein und dahinauf geht es nun, so dachten wir, und es wurde uns dabei ganz wunderbar zu Muthe. Die Transitpost mußte nun wieder mit Ochsenwagen vertauscht werden, wobei wir eben nicht gewannen. Ein solches Fuhrwerk

besteht aus einem 2 rädrigen Karren, ähnlich denen, welche öfters auf den Eisenbahnen von Arbeitsleuten hin- und hergefahren werden. Ein dortiger Ochsenkarren hat aber noch ein Bretterdach, von welchem an den Seiten Decken herabhängen. Wir suchten denn, nachdem wir unsre Sachen und Proviantkörbe hineingepackt hatten, es uns so bequem wie möglich zu machen. Nun ging die Reise fort; aber ach, wie langsam gegen vorher. Dazu kam noch, daß wir gleich für die nächste Nacht nicht die neuen Zugthiere bekommen konnten, die uns eigentlich hätten weiter schaffen sollen; so mußten wir denn 8 Stunden lang auf offner Straße in einem Dorfe den Anbruch des Morgens erwarten. Da blieben wir freilich nicht sitzen, sondern benutzten die schöne Mondscheinnacht zu einem langen Spaziergang, während der Wächter des Dorfes uns einen Thee kochte, welcher uns nach der Rückkehr trefflich mundete. Vor der endlichen Weiterfahrt mußte aber noch gefrühstückt werden, welches wir uns aber selbst bereiten wollten. Zu dem Zweck wurde trockner Kuhmist, das gebräuchliche und oft einzige dortige Brennmaterial, zusammengetragen, damit neben den Wagen Feuer gemacht, und unser Kaffee daran gekocht, welcher uns nicht minder gut schmeckte.

Am nächsten Abend kamen wir schon in die Berge hinein. O, daß war eine Erquickung, so recht mit vollen Zügen die herrliche, frische Luft einathmen zu können, nach der erstickenden Hitze der vorigen Tage! Wir gingen ein Stück zu Fuß, um uns diesen Genuß in vollem Maße zu verschaffen. Nachdem wir wieder eingestiegen, wären wir bald darauf beinahe wieder hinausgeworfen worden, da die Ochsen widerspenstig wurden. Dadurch machten dieselben uns den Abschied noch leichter, als wir in Kalka statt des Ochsenwagens den Dschampan, eine Art Sänfte, bestiegen, deren

jede von 4 Männern getragen wurde. Zu fahren ist auf dem hier immer steiler werdenden Wege nicht möglich. So ging es immer höher hinauf bis zu der 7000 Fuß hoch gelegenen Militairstation Cassauli. Da breitete sich wie mit einem Zauberschlage vor unsern erstaunten Blicken auf einmal eine lange Kette der wunderbar, großartigen Schneeberge des Himalaya aus; welch herrlicher Anblick war das! Anbetend stimmten wir ein in die Worte des 104. Psalms, wenn es da heißt: Mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt; Licht ist Dein Kleid, das Du an hast, die Berge gehen hoch hervor, und die Breiten setzen sich herunter zum Ort, den Du ihnen gegründet hast; Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! (Schluß folgt.)

Brief aus Labrador.

(Schluß.)

Für die neuankommenden Geschwister wird die Ankunft in Hoffenthal, als die erste in Labrador überhaupt, gewiß immer ganz besonders eindrücklich sein. So ist es wenigstens uns gegangen, die wir vor drei Jahren hier anlangten. Wir hatten mehrere Tage bei und in dem Eise starke Kälte und unfreundliches, neblig-naßes Wetter gehabt. Wie überaus wohl that es uns, dann an einem Morgen im hellsten warmen Sonnenscheine die Küste vor uns liegen zu sehen, eine Kette von bläulichen, gar lieblich scheinenden Bergen. Am nächsten Tag erhob sich ein günstiger Wind zur Einfahrt nach Hoffenthal. Freilich löste sich das, was aus der Ferne so lieblich geschienen, nun da wir näher gekommen waren, in unbeschreiblich öde, nackte grau-

braune Felsenklumpen und Inseln auf, aber es war so manches im Herzen, was den trüben Eindruck nicht aufkommen ließ. Nie werden wir diese frische, sonnige Einfahrt nach Hoffenthal vergessen, wie unser lieber Kapitän freudestrahlend auf dem Deck auf- und abging, und wie unsre Herzen voll von Gefühlen des Dankes waren. Da hieß es in uns: „Der Herr dein Gott hat dein Reisen zu Herzen genommen, und ist bei dir gewesen, daß dir nichts gemangelt hat.“ 5 Mos. 2, 7. — Jetzt wies der Kapitän vor uns hin: Dort liegt Hoffenthal! „Wo? Wo?“ Dort grade vor uns! Das Auge suchte vergeblich an diesen wüsten Felsenbergen hin. Wo sollte es hier einen ordentlichen Raum für Häuser geben? Aber jetzt mitten vor dem Graubraun der Felsen, hinter dem abfallenden Rand der vor uns liegenden ebenso öden Felsinsel, wird ein rother Punkt sichtbar, die wehende Flagge! Das zuckte uns eigenthümlich durch alle Glieder! Und nun tauchten schnell hintereinander die europäischen Häuser von der Seite hervor, mit ihrem rothen Anstrich von oben bis unten deutlich herüber leuchtend, daneben die niedrigen Hütten der Eskimos. Man steigt dankbar an's Land, man schaut mit eignen Gefühlen auf das dunkelfarbige Volk, das umhersteht, an dem zu arbeiten man berufen ist, man erquickt sich an dem herzlichen Empfang der Geschwister; und um auch ein untergeordnetes noch mit zu erwähnen, auch der Magen freut sich ausnehmend, nun von der Schiffskost, die er wohl meist herzlich satt bekommen haben wird, ausruhen zu können. Wer außerdem noch von Seekrankheit zu leiden gehabt hat, der wird wohl überdies noch ein besonderes Danklied anstimmen.

Noch ein Wort von der vorher erwähnten Flagge vor dem Haus. Ist alles in der Missionsfamilie das Jahr hindurch wohl behalten gewesen, so wird die

Flagge wie gewöhnlich bis zur vollen Höhe aufgezogen. Hat aber ein Todesfall im Lauf des Jahres stattgefunden, so wird sie nur bis zur halben Höhe emporgezogen, und gibt so dem heransegelnden Schiff schon aus der Ferne die Trauerkunde. Leider hat Hoffenthal in den letzten Jahren gar oft dieses Zeichen geben müssen, und muß es auch dies Jahr wieder thun, da Schw. Kretschmer im vorigen November daselbst heimgegangen ist. Diese Sitte schließt sich an die Sitte der seefahrenden Nationen an, bei denen die halbaufgezogne Flagge Zeichen der Trauer ist. Die Geschwister in Hoffenthal sind, was ihre Zeit betrifft, am übelsten dran. Denn nicht nur haben sie viel kürzere Zeit zu Beantwortung ihrer Briefe und zu allen Besorgungen, die nöthig sind, als auf den andern Plätzen, sondern sie haben auch gleich mit ihren Briefen das Schiff und die Gäste bei sich, für die sie sich doch auch gern hergeben möchten. Und so kann manchem das Durcheinander dieser Tage doch etwas zu viel werden. Darum ist der Aufenthalt des Schiffes daselbst auch länger als auf andern Plätzen. Es ist nemlich für jeden Platz eine bestimmte Anzahl von Arbeitstagen festgesetzt, die es daselbst ausharren muß, wenn man nicht etwa früher fertig wird, was ja immer dem Kapitän etwas sehr erwünschtes ist. So sind bis jetzt für Hoffenthal 12 Arbeitstage bestimmt, (also mit den zwei in diese Zeit fallenden Sonntagen 14 Tage) für Nain dagegen nur 6, und so fort, in Hebron noch weniger, weil man eben, je mehr nach Norden, auch umso mehr Zeit hat, sich auf die Schiffszeit mit allem fertig zu machen. Denn man hört hier durch die vorausgesendeten Kajake schon früher von der Ankunft des Schiffes im Lande, und bekommt so auch die mit dem Schiff gekommenen Briefe.

Bald, nehmlich nach Schiffsankunft in Hoffenthal

werden von Hoffenthal 2 Boten zu Kajak mit allen Briefen nach Nain geschickt, von jetzt an natürlich über die neue Station Zoar. In Nain wohnt der „Helfer“, oder Vorsteher der ganzen Labradormission, — was jetzt Br. Freitag ist. Dieser hat nun, wenn er die amtlichen Nachrichten von draußen, d. h. aus der Heimath, bekommen und gehört hat, wer mit dem Schiff gekommen, in aller Eile die Besetzung der Plätze und etwa nöthige Veränderungen zu bestimmen und die Rufbriefe zu schreiben. Da könnt ihr euch vorstellen, daß das bei der Kürze der Zeit oft eine recht schwere Aufgabe ist, weil eben vor Schiffsankunft im Lande eine rechte Ueberlegung so gar wenig möglich ist. Sind die Bestimmungen getroffen, so kehren die Hoffenthaler Boten zurück. Durch sie erhalten die neu angekommenen Geschwister die Anweisung, an welchem Platz sie wohnen sollen. Wenn außerdem ein Geschwisterpaar, das bisher in Hoffenthal wohnte, einen Ruf nach einem andern Platz erhält, so müssen sie Hals über Kopf zu aller sonstigen Arbeit ihre Sachen packen, weil sie zu ihrer Reise gleich das Schiff benutzen müssen. Ebenso werden nun auch von Nain nach Okak 2 Kajakboten mit den Briefen und etwaigen Rufen geschickt; und von da in gleicher Weise zwei nach Hebron.

Für alle nördlicheren Plätze enthält also, wie ihr seht, die Schiffszeit 2 Glanzpunkte, nehmlich 1. die Ankunft der Kajake mit den Briefen. 2. Die Ankunft des Schiffes selbst. Beides, wie wir es hier in Nain erleben, will ich nun versuchen, euch ein wenig vorzuführen.

Am Südeingang in unsre nicht allzugroße Nainsbucht liegt die sogenannte Süderhucke (oder Spitze). Hier läuft der höhere Berg ziemlich flach aus; grade zum Schluß erhebt sich aber wieder ein kleiner Felsen-

hügel, welchen wir von unsern Fenstern aus etwas nach links hin vor uns haben. Von dort aus geben die Hoffenthaler Kajakboten durch 2 schnell aufeinander folgende Schüsse uns das erste, frohe Zeichen von der Ankunft des Schiffes in Hoffenthal. Wie oft blickt man nicht von Ende Juli an einmal nach jenem Felsen hin; wie lauscht man nicht, wenn einmal ein Schuß fällt, ob nicht gleich auch der zweite folgen wird. Uebrigens nehmen sich unsre Eskimos, wenn grade welche hier sind, in Acht, in der Nähe etwa einmal schnell hintereinander zweimal zu schießen, um uns nicht zu täuschen. Fallen aber wirklich zwei Schüße, so wendet sich der Blick sofort nach jenem kleinen Felsenhügel hin; steigt dort der Pulverdampf auf, ja, dann ist es wahr, dann ist unsre l. Harmony wirklich da. Man hat aber oft kaum Zeit, selbst erst diese Untersuchung anzustellen, denn gewiß hat es einer der Eskimos schon schneller bemerkt, und ihr lautes Freudengeschrei: umiaksui—i—i—it! umiaksui—i—i—it! (das Schiff! das Schiff!) läßt keine Sekunde auf sich warten. Und das muß jeder bald hören, auch wenn er im verborgensten Winkel des Hauses wäre. Aber nun das Leben, die Aufregung allerwärts. Wer von uns Lust hat, eilt seine Flinte auch schleunig in Bewegung zu setzen. Vor allem aber werden den Eskimos einige uralte schwere Flinten nebst Pulver geliefert, und zwar aus dem Store (oder Handelshaus), womit sie nun ein längeres, heiteres Schießen unterhalten, wobei jene 2 von drüben immer wieder antworten. — Unbeschreiblich habe ich mich daran ergötzt vor 2 Jahren, als ich die Sache zum erstenmal erlebte. Es war damals bloß unser Dienstpersonal für Garten &c. aus mehreren Frauen und größeren Mädchen bestehend hier, außerdem nur noch ein Mann. Diese waren also Inhaber der Flinten. Es war ein

zu köstliches Bild, als sie an einer höheren Stelle des Strandes im Pulverdampf standen, luden, und nun eine nach der andern mit ihrem langen Jackenschwanz vortraten und die schwere Flinte losschoßen. Das hätte ich gern malen mögen. — Doch auch dieser Spaß erreicht sein Ende. Jetzt stoßen die 2 Kajake vom Lande ab, in einer Viertelstunde sind sie da, und die Briefe und die Nachrichten alle in unsern Händen. Mit welcher Spannung, Freude und doch zugleich auch bangen Besorgniß man sie heranfahren sieht, könnt ihr euch wohl kaum vorstellen. Kann man doch die allerfreudigsten, ebenso aber auch die allerbetrübendsten Nachrichten von den Lieben in der Heimath auf einmal bekommen!

Die folgenden Tage werden doppelt eifrig zu Schreibereien und Besorgungen benutzt, damit man doch wo möglich etwas freie Zeit und Genuß bei Anwesenheit des Schiffes und der Gäste haben könne. Das war z. B. voriges Jahr dringend nöthig, da die 2 Quäker, Sharp und Pumphrey uns besuchten. In dieser Zeit sammeln sich gewöhnlich auch einige unsrer überall hin zerstreuten Leute für einige Zeit hierher.

Sind dann etwa 14 Tage verstrichen, so setzt wieder das Nahen des Schiffes selbst in Erwartung. Unser Schiffsberg, von dem man den Weg unsers Schiffes eine Strecke weit durch die Inseln verfolgen kann, ist nicht so nah wie in Hoffenthal, sondern etwa eine Stunde und mehr weit; auch sieht man seinen Gipfel nicht von den Häusern. Trotzdem wird er von uns, wenn es die Zeit einigermaßen erlaubt, von uns besucht, vor allem aber von den Eskimos, deren immer einige dort oben zu finden sind, ja ab und zu auch gar einmal dort oben auf wenig anziehendem Lager schlafen. Mit Flinten sind sie natürlich versehen; denn sobald sie das Schiff sich zeigt, wird dies von ihnen

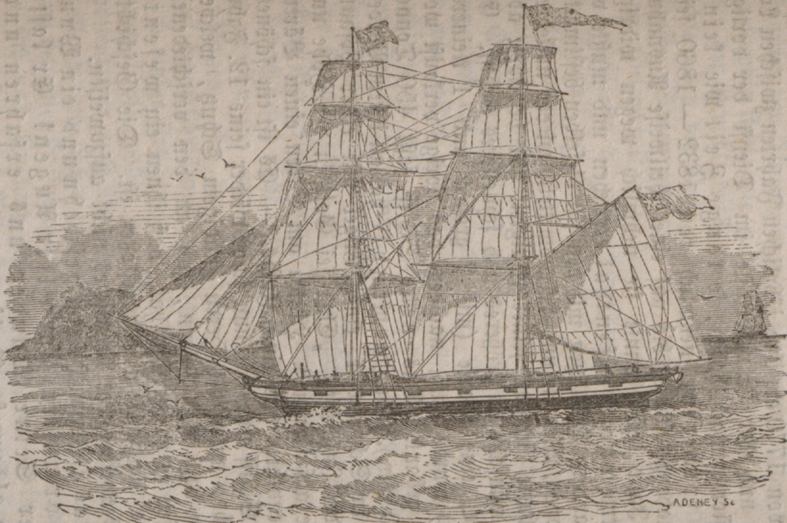
von einem scharf sich am Horizont abzeichnenden auf dem Bergrücken liegenden Felskegel, den man von Nain aus sehen kann, in üblicher Weise zu uns herunter telegraphirt, was wiederum jedenfalls durch laute Freudenrufe, manchmal auch durch Schüße beantwortet wird. — Die Eskimos sind zu einem solchen geduldübenden Ausschauen nach dem Schiff, durch ihre Naturanlage und ihren ganzen Lebensberuf wie geschaffen. Wo unser einem das Warten schon viel zu lang dauert, da scheint dem Eskimo noch garnichts einzufallen. Komisch war mirs, als ich einmal vormittags auf den Berg ging. Da traf ich 5—6 Eskimos, die vom Morgen an dort waren. Sie lagen der Länge lang auf dem Bauche ausgestreckt im Kreise, schauten in den schönen Morgen hinaus über Land und Meer, rauchten ihre kurze Pfeife, und ergötzten sich an einem Spiele, indem sie in dem Mittelpunkt ihres gemüthlichen Kreises einen kleineren Stein auf einem andern als Ziel aufstellten, und nun von allen Seiten danach mit kleinen Steinchen schossen, die sie mit ihren Fingern schnellten. Wenn das Ziel, noch mehr aber, wenn der Gegenüberliegende zufällig ins Gesicht getroffen wurde, erfolgte ein fröhliches Gelächter. — Voriges Jahr hatten wir in dieser Wartezeit eine recht komische Täuschung. Als sich eines Tages gegen Abend ein günstiger Wind erhob, eilten 3 von uns Europäern schnell auf den Berg. Dort fragten wir die daselbst befindlichen Leute, ob sie nichts gesehen. „Ja, ja, das Schiff ist gekommen, dort hinter jener Insel ist's vor Anker gegangen." Auf unserm gemeinsamen Rückweg wurde dann demzufolge von jenem Felsenkegel aus durch Schüsse die Botschaft nach Nain hinunter gesandt. Es waren grade viel unsrer Leute in Nain anwesend, welche auch dies Jahr ganz besonders lang mit ihren Flinten Antwort gaben. Das machte sich prächtig, als das Feuer

so aus dem schon finstern Thale aufblitzte. Auch nachher, als wir ins Thal hinunter gestiegen, waren uns die Männer alle entgegengekommen, und geleiteten uns in großem Schwarme nach Hause. Je größer aber so die Freudenäußerung gewesen, um so komischer war es am folgenden Tage, als es sich herausstellte, daß jenes Fahrzeug nicht unsre Harmony, sondern nur ein größeres Segelboot von hier war, und wir nun wiederum auf's Warten und besseres Ausschauen angewiesen waren.

Hat sich das Schiff nun auch wirklich in der Ferne gezeigt, so ist damit noch nicht gesagt, daß es schnell bei uns einläuft, sondern es dauert das oft länger, als man es wünscht, ja wohl auch einige Tage. Kann doch niemand von uns dem Wind gebieten. Und vollends ist es mit dem Wind hier zwischen den hohen Inseln, wo das Schiff nur eine enge Fahrstraße hat, oft ein übel Ding, da er bei den verschiedenen Inseln oft eine andere Richtung hat. Kommt das Schiff aber so nahe, daß man seine Ankunft mit Gewißheit bald erwarten kann, was wieder vom Berge durch Schüsse gemeldet wird, so rüstet sich Alles. Welche Freude, wenn dann endlich die Masten und Segel hinter jener obengenannten Süderhucke auftauchen, und das ersehnte Schiff unter wechselseitiger Kanonenbegrüßung in unsre Bucht hereinfährt und mit einigen Choralen empfangen wird. Schnell sind leider dann die Tage seiner Anwesenheit vorüber, und man sieht es mit traurigeren Gefühlen, als man es kommen sah, weiter segeln nach den nördlichen Plätzen, wo sich die eben geschilderten Scenen in ähnlicher Weise wiederholen.

Ich schließe mit dem herzlichsten Gruß an euch Alle. Der Herr sei mit euch und mit uns

Th. Bourquin"



Die Harmony III.

Das hier abgebildete Schiff zeigt euch eine Brigg (mit 2 Masten). Es ist die vorige, dritte Harmony, welche als das 9. der verschiedenen Schiffe, die von 1770 an ihre jährlichen Fahrten zwischen London und der Labradorküste im Dienst der dortigen Mission gemacht haben, so lange Zeit wie keines der früheren, nehmlich von 1832—1860 seine Aufgabe gelöst hat, bis auf eine theilweise Ausnahme. Im Jahr 1853 konnte sie nehmlich wegen widriger Stürme nur Hoffenthal erreichen und mußte vor den andern 3 Plätzen mit den für dieselben bestimmten Personen, Waaren und Lebensmitteln wieder umkehren. Es hatte sich mit seiner Festigkeit gut bewährt; aber man wünschte ein größeres und schnelleres Schiff. Ein solches, eine Barke (mit 2 großen und 1 kleineren Mast) wurde nun, nachdem das vorige verkauft worden, gebaut. Das neue Schiff faßt 450 Tonnen (9000 Ctr.). Die Harmony IV hat an ihrem Vordertheil in Schnitzwerk einen Engel mit einer Posaune und die Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!" Hinten am Stern einen Bären, ein Rennthier und einen Fuchs. — Es ist ein schönes, festes Schiff und hat nun schon wieder seine 12. Fahrt gemacht, unter des Herrn gnädigem Schutz, welcher in den bald 100 Jahren, sich an den verschiedenen Schiffen so verherrlicht hat, daß ihnen ein wesentlicher Unfall nie zugestoßen ist. Die Geschichte des Seewesens hat Aehnliches nicht aufzuweisen.

Das ist vom Herrn geschehn und ein Wunder vor unsern, vor Aller Augen! Er lasse ferner Seine Wunder uns erfahren und segne alle unsre Reisenden zu Land und See!

Zu Jesaias 61, 1—3. (s. d. Titelbild.)

Wer ist das, der in diesem schauerlichen Gefängniß unter den ihn umringenden Jammergestalten ruhig und freudig steht, wie ein Bote des Friedens und Prediger der Gerechtigkeit? Es ist der Bruder Ehrenfried Richter, den die Liebe zum Heiland und seinen theuer erkauften Seelen getrieben hat, noch in seinem hohen Alter Gesundheit und Leben preiszugeben im Dienst an den Seelen der elendesten Menschen, um auch ihnen die Seligkeit der Kinder Gottes anzupreisen.

Als wohlhabender und angesehener Kaufmann in Stralsund ansäßig, hatte er daselbst die Bekanntschaft des Grafen Zinzendorf gemacht, als dieser eine Zeit lang ihm als Hauslehrer seine Kinder unterrichtete. Er war später nach Herrnhut gezogen; und hier erwachte mehr und mehr in ihm der Trieb, dem Heiland Seelen zuzuführen. Zu dem Zweck machte er Wanderungen in die Nähe und Ferne, auf denen er seine Bequemlichkeit und jede Rücksicht auf das eigne äußere Bedürfniß immer mehr aus den Augen setzte; er bedachte sich nicht, unterwegs auch etwa seinen Rock zu verpfänden, nur um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. In der Wetterau wagte er sich an die dort herumschwärmenden Zigeuner, von denen man auch einige Früchte in der Gemeine gesehen hat. Im Jahr 1739 wollte er dem Br. Schmidt unter den Hottentotten zu Hülfe kommen. Er ging deswegen nach Holland und suchte um Erlaubniß zur Fahrt nach dem Cap der guten Hoffnung nach; aber vergebens. Da wandte er sich nach England und Frankreich, wo er in Vieler Herzen ein gutes Andenken an seinen geistlichen Zuspruch zurückließ. Unter der Zeit war von Amsterdam an den Grafen Zinzendorf die Aufforderung gekommen, sich der gefangnen Christen-Sclaven in Algier in geistlicher

Hinsicht anzunehmen. Als Br. Richter davon hörte, war er sogleich bereit dazu und reiste im Jahr 1739 im October nach Algier ab. Unterwegs nahm er sich mit Gefahr seines Lebens der gedrückten Reformirten in Südfrankreich an. Im Februar 1740 fuhr er von Marseille nach Algier. Ungeachtet der Warnungen der christlichen Consuln begab er sich, während die Pest gerade dort herrschte, in die Stadt, erlangte die Erlaubniß des Dey's zum Besuch der Bagno's (Gefängnisse) der christlichen Sclaven, um sie zu lehren. Mit großem Eifer predigte er nun denselben das Evangelium, pflegte sie auch leiblich, ohne sich selbst irgend zu schonen; Viele bereitete er auch zum Tode vor.

So verbrachte er 5 Monaten in aufopfernder Liebesthätigkeit, unter Entbehrungen aller Art. Einmal schon hatte er die Pest selbst bekommen aber glücklich überstanden; 1740 bekam er sie zum zweitenmal und da unterlag er ihr. Er hinterließ ein gutes Andenken bei Allen, und auch manche Frucht seines treuen Wirkens. Zwei Sclaven, die Engländer Clark und Rodgers sind später Mitglieder der Brüdergemeine geworden.

Nachrichten.

Labrador. In Hoffenthal war es im Winter 2mal 28 Grad kalt; dafür im Sommer 1mal 21 Grad warm.— Am 26. Decemb. 1865 wurde daselbst ein schöner neuer Kirchensaal bei einer lieblichen Feier eingeweiht. Es fehlte nicht an geschmackvollem Schmuck von Moos und grünen Kränzen. Das Schönste aber war, daß 2 Helferbrüder aus den Eskimo's eindringliche Ansprachen zum Schluß hielten. — Am 7. Mai wurden in der Gemeine die Erbsen vertheilt, zu deren Ankauf Br. v. Schweinitz in Königsfeld Geld gegeben hatte.

Von Zoar, dieser im Frühjahr 1865 zwischen Nain

und Hoffenthal, an der Takpangajokbucht gegründeten neuen Station sind nun auch Berichte gekommen: Am 1. Juli d. J. ist Br. Elsner mit seiner Familie dort eingezogen. Br. Rinderknecht, der schon früher dort eingetroffen war, seitdem aber von dem schon genannten Br. Damm abgelöst worden, hatte zu festlichem Empfang den Eingang des Hauses mit grünen Zweigen bestreut. Die dort überhaupt freigebigere Natur hatte auch zur Freude der Angekomm'nen ihr schönstes Grün entfaltet. — Das Versammlungslokal wartete noch auf die innere Bekleidung und die Thüre, ist aber schon vielfach zum Segen für die dortigen Eskimos, von denen bereits 5 Familien mit 20 Personen hingezogen sind, benutzt worden.

Australien. In Ebenezer wurden am 13. Aug. v. J. wieder 3 Schwarze getauft. Nachmittags war Liebesmahl und Abends wurde mit den 11 Communikanten das h. Abendmahl gefeiert. Die früher so fleischlich gesinnten Schwarzen finden immer mehr Freude an Lesen, Gesang, Gebet und gemeinschaftlicher Erbauung. Philipp und Nathanael mit ihren Frauen sind durch Wort und Wandel Andern zum Segen. Bewohner sind gegenwärtig am Platze 50. Manche kommen aber nur dann zur Versammlung, wenn sie um leibliche Speise bitten wollen.

Sehr erbaulich war der Heimgang eines Mannes, Namens Jonathan. Früher war er ganz stumpf und gleichgültig gewesen; und die Brüder sagten oft: „Wenn Alle wie dieser wären, könnten wir nur ganz weggehen!" Es ging aber mit der Zeit eine gänzliche Veränderung in seinem Herzen und Wandel vor, von der er selbst bekennen mußte: „Das ist Gottes Werk!" Vor seinem Ende ermahnte er seine Frau, bei den Missionaren zu bleiben, damit sie noch mehr von Jesu lerne, und bei seinem Begräbnisse ja keine heidnischen Gebräuche zuzulassen. Das Gebet, welches die Brüder an seinem Sterbelager über ihn hielten, schloß er mit einem freudigen Amen.

In Ramahyuk haben sich wieder 4 Schwarze zur Taufe gemeldet, denen, wie es scheint, bald noch mehrere folgen werden.

Die Brüder Walder, Kramer und Meißel waren am 2. Nov. 1866 unter großen Beschwerden und Gefahren bis Petermorrow, 510 englische (102 deutsche) Meilen nördlich von Adelaide vorgedrungen. Sie hatten mit Wasser- und Futtermangel, auf Sandwegen bei heißem Winde, zu kämpfen. Der Bruch von Wagen-Achsen und noch öfter von Rädern hielt sie auf; auch mußten sie mehrmals 1 oder 2 Wagen zurücklassen, um alle Pferde vor den 3. zu spannen und denselben nachzuholen. Dennoch waren sie gesund und getrost auf den Herrn hoffend, wenn auch niedergedrückt in der schweren Lage. Ein Herr kam mit 5 Pferden von Lake Hope im Norden ihnen zur Hülfe, mit welchem Br. Meißel dorthin reisen sollte, während die 2 Andern den 3. Wagen von Paralana nachholen wollten.

West-Himalaya. Die Beförderung der Briefe will die Regierung in einen bessern Gang bringen lassen. Bisher hatten die Dorfbewohner dieselben immer von einem Dorf zum andern zu besorgen; dabei kam aber viel Unordnung vor. Künftig nun sollen zwischen Kyelang und Sultanpur 4 Postläufer 2mal in der Woche für Geld die Briefe befördern. Das Postamt sollen die Brüder besorgen. So können sie hoffen, daß wenigstens in den 7 Monaten, in denen der Verkehr nicht, wie in den 5 übrigen, durch Schnee versperrt ist, die Briefe regelmäßig gehen und kommen werden.

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Preis für den Jahrgang praenumerando 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig bei H. Schultze.
Herrnhut = C. Th. Brahts.
Niesky = C. G. Hoberg.
Neusalz a. O. = Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei = G. Hans.
Neudietendorf = Pred. E. Wenk.
Ebersdorf = E. Enkelmann.
Neuwied = C. A. Ledoux & C.
Berlin = Diakon. Erxleben.
Gnadenberg = G. A. Hayder.
Goldberg = Th. Raillard.
Bremen = R. Meder, Ansgarii-Kirchhof 7.
Basel = Felix Schneider.
Stuttgart = J. H. Roser.
Königsfeld = J. Christoph.
Zeist = Nicolai & Comp.
Bethlehem = G. W. Perkin.

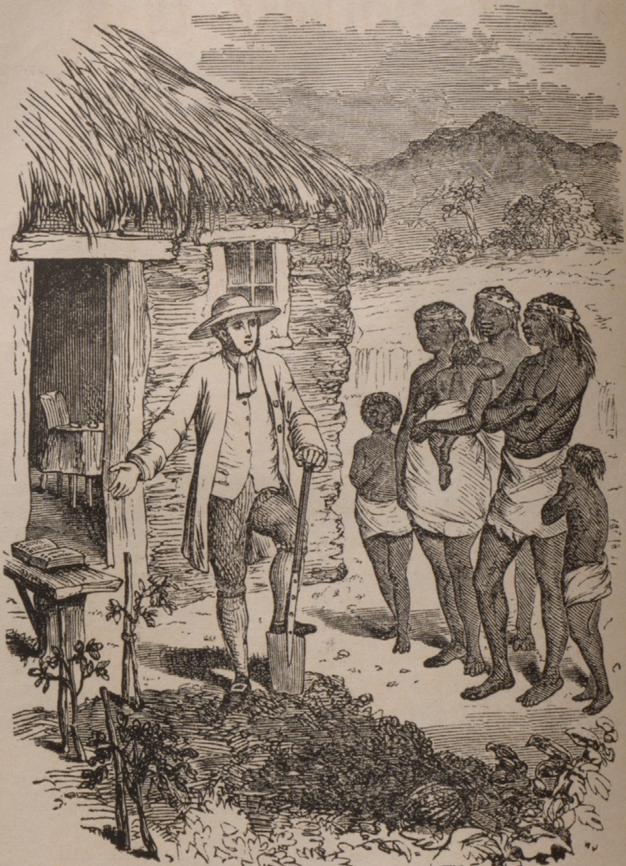
Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei
C. H. Pemsel.

Nr. 1. Januar 1867.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt
für
Kinder.

Nr. 1. **Januar** **1867.**

Zum neuen Jahr

wünsche ich euch, liebe Kinder, alle die gute und vollkommne Gabe, welche von oben herabkommt von dem Vater des Lichts, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt. Er wolle auch aus Gnaden dem Missionswerk, welches der heilige Geist in eurem Herzen angefangen hat, ein immer schöneres Gedeihen geben! Ja, Er wird es thun, wenn ihr nur diesem göttlichen Missionar recht dankbar und gehorsam seid.

Ach, wenn der treue h. Geist nicht angefangen hätte und nicht fortführe, in euch zu wohnen und zu wirken, so stände es ja mit euch nicht besser als mit den Heiden: Ihr wüßtet nicht, daß und wie ihr selig werden solltet; der Heiland wäre euch unbekannt; die Sünde würde herrschen in eurem Leibe, in seinen Lüsten müßtet ihr derselben gehorsam sein; ja, ihr würdet

auch Götzendienst treiben, d. h. euch selbst, andre Menschen, irdisches Gut und weltliche Lust mehr lieben und suchen als Gott, den ihr doch über Alles lieben sollt.

In solches heidnische Wesen würdet ihr aber immer noch gerathen, wenn ihr nicht in der Pflege und Leitung des heil. Geistes bliebet; o, wie traurig wäre dies! darum betet fleißig: „Nimm, o Herr, Deinen h. Geist nicht von mir; gib mir durch Ihn einen neuen gewissen Geist und schaffe in mir ein reines Herz!" —

Betrübet ja nicht den lieben h. Geist durch Ungehorsam gegen Seine Stimme, wie sie aus Gottes Wort durch schriftliche oder mündliche Mittheilung in euerm Herzen euch vernehmbar wird!

Dann betet aber auch fleißig für die armen Heiden und für das Gedeihen der Missionen unter ihnen; betet für die lieben Heidenboten, daß sie freudig und mit Erfolg dem Heiland auf ihren verschiedenen Posten dienen können.

Zur Liebe und Theilnahme für das Missionswerk, von der ihr selbst einen reichen Segen haben könnt, ermuntere euch auf's Neue dieses im neuen Jahr neu erscheinende Blättchen, welches im Namen des Herrn und in der Hoffnung auf Sein Gnadenbekenntniß dazu, mit herzlichem Gruß euch wiederum darbietet

der Verfasser.

Wie die Mission in Süd-Afrika zu Stande gekommen ist.

Auch hier hat der Herr es zuerst den Brüdern gelingen lassen, bei den heidnischen Eingebornen mit dem Evangelium Eingang zu finden. Wie sie durch den Herrn geleitet worden sind, schon sobald in der ersten Zeit ihrer Missionsthätigkeit die Blicke nach der so fernen, über 30 Grad südlich vom Aequator gelegenen Südspitze Afrika's zu werfen und ihre Seile gleich so weit auszudehnen, muß ich euch doch auch nun mittheilen. Zuvor aber möge etwas gesagt werden

von der ersten europäischen Niederlassung am Cap der guten Hoffnung.

Nachdem die Portugiesen im Jahr 1486 das Cap der guten Hoffnung entdeckt, es aber nicht der Mühe werth gehalten hatten, in dem Lande Niederlassungen zu gründen, machten sich um das Jahr 1600 die Holländer auf, um zu versuchen, ob da nicht etwas zu machen und zu holen wäre. Sie fanden das Land schön und fruchtbar; und Einer nach dem Andern siedelte sich daselbst an. Im Jahr 1610 bauten sie ein Fort, um auch sicher zu sein. Anfangs suchten sie aber auf gütlichem Wege ihren Vortheil. Sie beschenkten die Hottentotten mit Tabak, leider auch mit Branntwein; solche Geschenke ließen sie sich aber bald theuer genug mit Vieh oder gar mit Land bezahlen.

Im Jahr 1652 gründete die holländische Regierung eine förmliche Niederlassung; nun ging die Auswanderung nach dem Caplande erst recht an. Die Boors (so heißen auf Holländisch die Ansiedler) machten nun immer mehr Ansprüche. Durch List oder Gewalt, wie

es am besten ging, beraubten sie die Hottentotten, machten sie betrunken und schwatzten ihnen dann Vieh oder Land ab; oder verjagten sie mit Waffengewalt aus ihrem Eigenthume. Die Unglücklichen wurden immer mehr gereizt, Böses mit Bösem zu vergelten, und ihrerseits die Weißen zu plündern und zu tödten. Diese erhoben nun ein großes Geschrei, diese Eingebornen wären Hyänen in Menschengestalt, die man vertilgen müsse. So weit kam es nun freilich nicht; aber sie kamen immer mehr in Gefahr, Eigenthum und Freiheit zu verlieren, und, was das Traurigste war, noch wilder und schlechter zu werden, als sie früher gewesen waren. Kurz, es war ein unheilvoller und heilloser Zustand dort im Caplande. Das jammerte den Herrn, und Er erweckte christliche Männer in Holland zu dem Entschluß, jene Verworfenen womöglich vom zeitlichen und ewigen Verderben zu erretten, durch das einzige und beste Mittel, die Verkündigung des Evangeliums. Aber die mit großen Kosten von Ende des 17. bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts gemachten Versuche, durch holländische Missionare bei den Eingebornen Eingang zu finden, blieben erfolglos.

Die erste Mission der Brüdergemeine in Süd-Afrika.

Nachdem die holländische Mission aufgegeben worden war, wendeten sich 2 Prediger in Amsterdam, denen an der Bekehrung der Hottentotten Alles gelegen war, nach Herrnhut mit der Bitte, daß die Brüdergemeine, von deren bisherigen, gesegneten Missions-Unternehmungen sie gehört hatten, sich doch auch jener armen Heiden im fernen Süd-Afrika annehmen möchten. Sie thaten keine Fehlbitte. In Herrnhut besprach man sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern

fuhr zu: Eine Woche nach Ankunft des Schreibens aus Amsterdam waren schon die Füße eines Friedensboten auf dem Wege. Dazu hatte sich der Herr den Bruder Georg Schmidt ausersehen und zubereitet. Erst 2 Jahre zuvor war derselbe aus der Gefangenschaft frei geworden, in die er wegen seines Zeugnisses von Jesu Christo in Mähren gerathen war. Drei Jahre hindurch hatte er im Kerker verbracht bei Hunger und Kälte; drei andere Jahre auf der Festung die schwerste und ekelhafteste Arbeit verrichten müssen; die ganzen 6 Jahre war er gefesselt gewesen, in Folge dessen er zeitlebens an den Füßen zu leiden gehabt hat. Kein Leiden hatte ihn bewegen können, seinen Glauben zu verleugnen. War nicht ein solcher bewährter Wahrheits-Zeuge und geübter Kreuzträger besonders tüchtig zum Kampf mit allen den Schwierigkeiten und Entbehrungen, mit denen besonders der Anfang einer Mission verbunden ist, zumal für einen alleinstehenden Missionar, wie es Br. Schmidt sein sollte. — Nun, er vertraute dem Herrn und nahm den Ruf mit Freuden an.

Am 14. Febr. 1736 war unser Missionar auf dem Weg zunächst nach Amsterdam, wo er am 9. März anlangte. Hier aber gab es erst eine lange Geduldschule für ihn. Um Erlaubniß zur Reise nach dem Cap zu erhalten, mußte er zuerst zum Bürgermeister, von diesem zu den Directoren der ostindischen Handels-Compagnie gehen und zuletzt sich von Predigern über seinen Glauben prüfen lassen. Diese waren zwar mit seinen Antworten zufrieden, mahnten ihn aber von seinem Vorhaben ab, weil er die schwere Sprache nicht lernen und zu seiner Nahrung nichts als Wurzeln haben werde. Dadurch aber ließ sich Br. Schmidt nicht abschrecken; er erwiederte: „Der Herr, welcher mich gerufen, wird mir auch durchhelfen; Ihm ist kein

Ding unmöglich!" Dagegen konnten die lieben Männer nichts einwenden und entließen ihn mit den besten Segenswünschen, suchten auch sein Fortkommen auf alle Weise zu befördern. Unser lieber Bruder mußte aber noch bis zum 4. December sich gedulden, ehe er an Bord gehen konnte. In der langen Wartezeit war er nicht müßig gewesen; nein — bis zum letzten Tage hatte er als Tagelöhner gearbeitet.

Nun war er wenigstens auf dem Schiff, aber damit noch nicht auf der Reise; denn widrige Winde hielten das Schiff im Hafen zurück. So gab es eine neue und zwar die härteste Geduldschule, welche bis zum 4. März 1737 dauerte! Da endlich ging es wirklich fort — fort nach Afrika! Die Loosung des Tages war wie gemacht dazu, oder vielmehr, diesen Tag hatte der Herr wegen der Loosung zum Tag der Abreise gemacht, dem lieben Bruder zu Licht und Trost; sie hieß: Des Gerechten Weg ist schlecht (gerade) und den Steg des Gerechten machst du richtig; mit dem Vers: Die Wege sind oft krumm und doch gerad, darauf du lässest deine Kinder gehn; da pflegt's oft wunderseltsam auszusehn, doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath. — Das hatte Br. Schmidt erfahren und sollte es noch erfahren.

Wie ging es nun auf der Reise? Da gab es bald Gelegenheit, etwas für den Heiland zu thun. Es waren viele gottlose Leute auf dem Schiff; da ging es oft recht wüst her. Br. Schmidt ermahnte zur Gottseligkeit; die Meisten verlachten ihn. Einige jedoch ließen sich mit der Zeit retten von diesen unartigen Leuten. Da war ein bisher ganz ungläubiger Schneider aus St. Gallen, der fing an zu fragen: was muß ich thun, daß ich selig werde? und ließ sich zum Heiland hinweisen. Ein auf Irrwege gerathener Student

aus Regensburg suchte und fand den rechten Ruh'- und Friedenssteg, nach Schmidts Anweisung. Und noch Einer folgte diesen Beiden im Glauben nach. Diese 3 schlossen sich an Br. Schmidt an, erbauten sich mit ihm, verbanden sich in der Liebe zum Heiland mit einander und versprachen, auch in Ostindien, wohin sie reisten, ihren Glauben zu bekennen; sie thaten dies schon auf dem Schiffe, und die Leute bekamen immer mehr Achtung vor ihnen.

Am 9. Juli langte man bei der Capstadt an. Wie dankte da Br. Schmidt dem Herrn! Die Gouverneure, welche er sogleich besuchte, empfingen ihn freundlich und boten ihm Herberge an. Er aber dankte und ging in ein Gasthaus. Als er in die Stube tritt, hört er, wie ein Gast so eben zum andern sagt: „Da ist ja gestern mit dem Schiff ein Mann von Holland gekommen, der will die Hottentotten bekehren.“ „Ja,“ erwiedert der Andre, „das habe ich auch gehört, es ist ja aber kein ordentlicher Prediger, sondern ein ungelehrter Mann, der in Amsterdam als Tagelöhner gearbeitet hat; was fällt dem nur eigentlich ein!“ Nun ging es mit Spottreden über den Missionar her, der, ohne daß sie es wußten, unter ihnen war. Da wandte sich Einer an ihn mit der Frage: „Was sagen Sie denn von dem Manne?“ „Der bin ich,“ erwiederte Schmidt ganz ruhig. Da hättet ihr sehen sollen, wie die Spötter erschraken; betroffen und beschämt schlich sich Einer nach dem Andern davon, und der Wirth entschuldigte sich tausendmal. Unser Schmidt aber war froh, aus diesem Haus zu kommen, als ihm ein Capitän Kost und Wohnung anbot. Ueber der Freundschaft aber, die er so von verschiedenen Seiten erfuhr, vergaß er doch seine Hottentotten keinen Augenblick; die nächstwohnenden hatte er von der Stadt aus bereits besucht, und er wartete nur auf die erste Gele-

genheit, tiefer in das Land zu reisen, um sich ganz bei ihnen niederzulassen. Eine solche Gelegenheit machte sich denn auch bald.

Im September war ein holländischer Corporal mit 2 Hottentotten-Häuptlingen, Afriko und Kibbodo, nach der Stadt gekommen; als diese nun zurückkehrten, schloß sich Br. Schmidt an sie an. Fünfzehn Meilen weit war es bis zu dem Compagnie-Posten am Sonderend-Fluß, wo jener Corporal stationirt war; 9 Tage brauchten sie zur Reise. Nach der Ankunft fand Br. Schmidt sogleich freundliche Aufnahme in Afriko's Hütte; hier wurde ihm eine liebliche Ueberraschung zu Theil: Plötzlich ertönte draußen eine ganz eigenthümliche Musik, — und woher kam dieselbe? — Eine Gesellschaft Eingeborner hatte sich vor der Thür der Hütte aufgestellt, um auf ihre Weise den Gast ihres Häuptlings zu bewillkommnen. Hocherfreut trat Schmidt hinaus und erklärte ihnen, so gut es ging, auf Holländisch den Zweck seines Kommens.

Am nächsten Tag wurde nun ein passender Platz gesucht, wo sich der Missionar anbauen könne. Ein solcher fand sich denn auch bald in der sogenannten Bavians-Kloof (Affen-Thal) an der Stelle, wo jetzt die große, blühende Hottentotten-Gemeine Gnadenthal steht. — Zu einstweiligem Obdach überließ der Corporal dem Br. Schmidt sein eigenes Zelt. An dem Tage, als dasselbe aufgeschlagen wurde, hieß die Loosung der Brüdergemeine: „Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest!" Ihr versteht, liebe Kinder, daß hier die „Hütte Gottes unter den Menschen", „die nicht mit Händen gemacht ist", „das geistliche Haus aus lebendigen Steinen" gemeint ist, nämlich die Gemeinschaft von Gläu-

bigen unter einander und mit dem Herrn. Zur Sammlung einer solchen fand der l. Schmidt sich in diesen Schriftworten gar schön ermuntert!

Um nun doch auch für seines Leibes Nahrung und Nothdurft zu sorgen, fing unser Bruder zugleich an, den Boden umher mit Spaten und Hacke zu bearbeiten, um in denselben Feld- und Gartenfrüchte zu säen, wozu er Sämereien aus Holland und der Capstadt mitgebracht hatte. Auch einige Obstbäume pflanzte er sich, unter denen ein Birnbaum berühmt geworden ist: Derselbe stand noch, als 54 Jahr später Brüder zur Erneuerung der Mission dahinkamen, in voller Kraft und bezeichnete ihnen den Platz, wo einst der selige Hottentotten-Apostel seine Thätigkeit begonnen hatte. Die ersten Versammlungen der erneuerten Mission wurden unter dem Schatten dieses Birnbaumes gehalten. Im Jahr 1826, also 88 Jahr alt, gab dieser Alt-Vater noch 50 Körbe voll Birnen her, und erst im 99. Jahr wurde er altersschwach und unbrauchbar; aber ein hoffnungsvoller Sprößling ersetzte seine Stelle, welcher in zweiter Generation ein Sinnbild von Br. Schmidts gesegneter Thätigkeit in seinem eigentlichen Beruf, „Bäume der Gerechtigkeit und Pflanzen des Herrn zum Preise" aus den Wildlingen und dem Unkraut des Heidenlandes zu machen, ist.

Nach 6 Wochen war denn auch die aus Reisern und Lehm errichtete Hütte auf's Nothdürftigste fertig. Dieselbe war eigentlich nur ein Dach auf 6 Säulen, nach allen Seiten offen; aber unser Bruder schlief vortrefflich darin. Die Arbeit war so langsam gegangen, weil er fast ganz auf seine 2 Hände angewiesen war, denn die Hülfe der Hottentotten, zu der er dieselben durch Geschenk von Tabak willig gemacht hatte, war nicht von Bedeutung; und dazwischen lehrte er auch immer die ihn besuchenden Hottentotten oder be-

suchte sie, wobei ihm Afriko als Dollmetscher diente. In seiner zwiefachen Thätigkeit seht ihr auf dem Titelbild unsern Bruder dargestellt. Es ist dabei noch in's Auge zu fassen, daß er zugleich den Anwesenden mit den Händen durch seinen Arbeitsfleiß predigte, indem er die von Natur trägen Hottentotten durch sein Beispiel ermunterte, sich doch auch dem Landbau zu ergeben, und sich nicht auf die freilich bequemere Viehzucht zu beschränken. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, ihnen zu zeigen, wie man das Feld baue und Gärten anlege. — Mit der Zeit brachte er sie doch zum Theil zu solcher nützlichen Beschäftigung.

Das Beste, den Bericht von dem ersten Erfolg seiner geistlichen Thätigkeit, muß ich mir auf das nächstemal aufsparen.

Aus Labrador

ist mir zu meiner Freude ein Brief des l. Br. Bourquin für euch zugestellt worden, von welchem ich euch gleich jetzt wenigstens einen Theil hier vorlegen will. Genannter Bruder war bis zum letzten Sommer in Nain angestellt, seitdem aber in Hebron, wovon ihr eine Abbildung beigefügt findet:

Nain, im Juli 1866.

Liebe Kinder!

Ein guter Freund hat mir geschrieben, daß ein Kinder-Missionsblatt aus der Brüdergemeine bestehe; und hat auch mich aufgefordert, euch einiges von unserm hiesigen Lande und Volke zu erzählen. Da ich mich von Herzen über ein solches Unternehmen freue, so will ich auch gern der Aufforderung nachkommen.

Ich hoffe, daß der Herr ein solches Kinder-Missionsblatt an eurem Herzen segnen möge. Ja er, der treue Heiland, möge den Geist der Theilnahme und des Gebetes auch für die armen Heiden und Heidenchristen schon in euch trotz eurer Jugend rege machen; und wenn ihr vergnügt und fröhlich seid, eure Gedanken auch auf andere richten, denen es in vielen Stücken nicht so gut geworden ist wie euch. Wenn ich nun ein wenig mit euch mich unterhalte, so gedenke ich dabei mit Freuden der vergangenen frohen Jahre, die ich in dem jugendlichen Kinderkreise in der Anstalt verbringen durfte, und der vielen lieben Collegen von damals, welche nun auch auf der ganzen Erde zerstreut in verschiedenen Missionsfeldern für den Herrn arbeiten, und euch Kindern gewiß ein treues Andenken bewahrt haben.

Gewiß geht es vielen von euch so, wie es sonst sehr vielen geht, und auch mir grade so gegangen ist, ehe ich vom Herrn hieher gerufen wurde, daß sie nämlich gar kein besonderes Interesse für unsre nordischen Missionen Grönland und Labrador haben. Andere Missionsgebiete, wo mancherlei neue Unternehmungen stattfinden, ziehen mehr an. Bei unserm Lande aber denkt man so schnell an Einöde, Felsen, Schnee und Eis, Speck und Thran, und das hat allerdings wenig Anziehendes. Und doch muß ich euch einladen, wie ihr in euren Gedanken in die schöneren, südlichen Länder wandert, auch zu uns in unser ödes Land zu kommen. Einmal würdet ihr euch, z. B. jetzt im Sommer recht verwundern, so schönes, warmes Wetter, und so manches nette Blümlein zu finden, wie ihr es wohl nicht erwartet hättet. Und dann vor allem: Auch hier sind ja Menschenseelen, die der liebe Heiland ebenso wie andere durch sein theures Blut erlöst hat, und die der Theilnahme und der Fürbitte ebenso dringend be-

dürfen! Denn bei der äußeren Dürftigkeit unsrer Eskimo ist auch viel innerer Schade da, und der Teufel sucht auch hier, fern vom Getümmel der Welt durch die Nationalschwächen, wie sie ein jedes Volk hat, und durch seine sonstigen allbekannten Lockungen zur Sünde die Seelen in sein Netz zu ziehen. Weil also unser Volk der christlichen Theilnahme und Fürbitte ebenso bedürftig ist wie andere, so müßt ihr schon unser Land auch mit in Kauf nehmen und euch etwas bekannt damit zu machen suchen.

Kennt ihr unsere 4 Missionsplätze, oder vielmehr unsere 5 Plätze, da ja jetzt ein neuer, Namens Zoar zwischen hier und Hoffenthal angelegt wird? Wohl kaum alle unter euch werden die Namen wissen. Noch viel weniger werdet ihr es euch gemerkt haben, in welcher Reihenfolge diese Plätze an unsrer Küste liegen. Wenn man selbst nicht an Ort und Stelle gewesen ist, vergißt man dgl. auch sehr schnell. Damit ihr's aber nicht vergessen mögt, will ich euch ein Sprüchel nennen, an dem ihr euch sowohl die Namen als die Reihenfolge leichter merken könnt. Merkt euch nun folgenden kleinen Satz, eine Frage mit einer an sich wenig passenden Antwort:

„**H**eißt **Okak n**icht **Z**unge? **Hoffent**lich."

so wißt ihr nicht nur, daß „Zunge" auf eskimoisch Okak heißt, sondern ihr könnt unsere 5 Plätze leicht der Reihe nach in eurem Gedächtniß behalten, nämlich:

Hebron, Okak, Nain, Zoar, Hoffenthal.

Aber wohl verstanden! eins müßt ihr euch noch dazu merken, daß dies die Reihenfolge ist, wenn man von Norden anfängt und nach Süden geht, ja nicht umgekehrt! —

Diese unsere vorhergenannten Plätze liegen nun ziemlich weit auseinander. Von Hebron nach Okak

rechnet man etwa 15 deutsche Meilen, von Okak nach Nain 25, von Nain nach Hoffenthal 30. Zwischen Nain und Hoffenthal nun liegt Zoar, nur bedeutend näher nach Nain zu als nach Hoffenthal. Wie ihr wißt, ist ja von Straßen zwischen diesen Orten nimmermehr die Rede. Ueberall nur felsige Berge, Hügel und Thäler und tief eingeschnittne Buchten. Daher ist die Verbindung und der Verkehr zwischen den einzelnen Plätzen oft sehr gering, zumal im späteren, stürmischen Herbst und im Frühjahr, ehe das Eis aufbricht. Ganz zu Land reist man nie von einem Platz auf den Andern; entweder im Sommer ganz zu Wasser, oder im Winter, wenigstens zum allergrößten Theil, auf dem Eise. Man spricht sich das in Europa häufig gar nicht aus, daß man auch in Labrador weit von einander getrennt sein kann. Da sagt vielleicht Jemand, der einen guten Freund in Labrador hat, zu einem neu hierherberufenen Bruder: „Du kommst also nach Labrador? Da grüße mir nur meinen guten Freund X. recht herzlich, und sage ihm dies und das mündlich; das ist doch besser, als wenn ich ihm erst viel schreibe.“ Nun aber braucht der gute Freund gar nicht weiter nördlich als in Nain zu wohnen, und der Neuangekommene braucht nur seine Anstellung in Hoffenthal zu bekommen, so können die zwei einander viele, viele Jahre vielleicht gar nicht sehen, zumal, wenn der gute Freund einmal nach einer der nördlichen Stationen versetzt wird, und der mündliche Gruß wird so ein reichlich alter. Davon habe ich auch schon etwas Erfahrung gemacht. Ich wurde in einem Briefe darauf verwiesen, daß ich mir diese und jene Nachricht aus Nisky durch Br. Weiler von dort ausführlicher mittheilen lassen solle. Nun aber ist Br. Weiler in Hoffenthal geblieben, und ich warte seit Jahr und Tag auf die so erwünschten mündlichen Mittheilungen.

Wenn nicht besondere Vorfälle besondere Botensendungen nöthig machen, so findet in der Mitte unsers Schiffsjahrs, d. h. zu Ende Januar eine regelmäßige Verbindung statt, indem von den andern Plätzen, (d. h. von Seiten der Missionare) je 2 Boten zu Schlitten hieher gesendet werden. Die Hebroner brechen natürlich zuerst auf, vereinigen sich dann mit den Okakern. Und sehr häufig geschieht's, daß an demselben Tag, wo sie von Norden hier antreffen, vielleicht nur mit wenig Stunden Unterschied die Hoffenthaler Boten von Süden anlangen. Das gibt immer viel Freudengeschrei und Zusammenlaufen in der ganzen Gemeine, wenn diese Schlittenpost, wie wir sie zu nennen pflegen, eintrifft. Da erfreuen uns die Briefe und Nachrichten von den andern Geschwistern. Eltern hier und besonders in Hoffenthal, die ihre Kinder nach Europa abgegeben hatten, können jetzt nach einem halben Jahre erst erfahren, wie es ihren Kindern auf der Fahrt bis Hebron gegangen, und wann das Schiff von dort abgesegelt sei, während ihre Verwandten in Afrika schon längst darum wissen können. Nach einigen Tagen kehrt dann die Schlittenpost in ihre Heimath zurück.

Das andre Mal, da eine regelmäßige Botensendung, und zwar im Sommer, zu Kajak stattfindet, ist, wenn das Schiff angekommen ist. Von dieser Zeit, der Schiffsankunft, und dem drum und dran, laßt mich nun noch einiges mehrere erzählen, da man sich in der lieben Heimath so oft entweder gar keine oder eine ganz falsche Vorstellung davon macht. Z. B. denkt man, daß das Schiff die Briefe selbst an jeden bringt. Das ist nur in Hoffenthal der Fall. Auf den andern Plätzen bekommt man sie schon 2—5 Wochen früher durch Kajake. Das Schiff kommt regelmäßig nach Hoffenthal zuerst, und fährt dann von Süden nach Norden; denn die Wahrscheinlichkeit, auf Treibeis zu stoßen, ist doch so immer

geringer, als wenn es gleich nach dem nördlichsten Platze führe. Es ist etwas sehr unangenehmes, wenn das Schiff irgendwie gezwungen wird, zuerst nach einem andern Platz zu gehen, wie das z. B. im Jahr 1863 des schweren Treibeises wegen der Fall war. Denn hier ist man mit seinen Briefen und Packereien, deren der Kaufmann zumal recht viel hat, gar nicht darauf vorbereitet, und es muß nun alles in der größten Hast und Ueberstürzung gehen. Aber auch für den Kapitän und die Mannschaft ist's auch etwas sehr Unangenehmes. Bei unsrer Harmonie macht das die Verladung schwieriger, weil sie Vorräthe für fünf verschiedene Plätze hat, und ebenso an jedem dieser Plätze wieder Güter einzunehmen hat. Das wird nun doppelt beschwerlich, wenn das Schiff nicht seinen regelmäßigen Lauf machen kann. Die Güter für Hoffenthal sind natürlich so viel als möglich gleich im Schiffsraum zu oberst hin verladen, damit man sie gleich zuerst wegnehmen kann. Muß das Schiff nun z. B. zuerst nach Okak segeln, so könnt ihr euch denken, daß das ein gut Stück Arbeit für die Matrosen mehr gibt. Alle Hoffenthaler Schiffsgüter müssen da doch zuerst ganz ausgeladen werden, und vielleicht noch mehr als diese, ehe man zu den Okaker Sachen kommt. Dazu müßt ihr euch auch nicht vorstellen, daß diese Schiffsgüter ja gar nicht etwas bedeutendes und großes wären. Es sind nicht bloß die Lebensmittel und Bedürfnisse für die wenigen Missionare, sondern viel Vorräthe an Erbsen, mehr noch an Mehl, besonders aber an Schiffszwieback (kakôjak auf eskimoisch) Zeuge u. s. w. für die Eskimos, welche diese Gegenstände für sich erhandeln, und sie leider je länger, je mehr begehren.

Wenn einer von euch, l. Kinder, solch eine Schiffszeit allhier, sei es auf dem Schiffe, sei es auf einem der hiesigen Plätze, mit durchmachen könnte, ich bin

gewiß, es würde euch sehr lustig sein. Manches Freudengeschrei ertönt in dieser Zeit! Und geschossen wird auch drauf und dran! Muß doch Jedermann hier zu Lande im Besitze einer Flinte sein, wenn er seinem Erwerb nachgehen will. Ja, es ist doch eine Hauptfreudenzeit in unserm abgeschiedenen, einförmigen Leben.

In Hoffenthal fängt man zuerst an, der Schiffsankunft mit zunehmender Spannung von Mitte Juli an entgegenzusehen. Wie oft wird da auf den dort nahen Schiffsberg gegangen und auf das Meer ausgeschaut. Oft glückt es, das liebe Schiff schon in der Ferne zu sehen, oft aber wird es auch erst gesehen, wenn es schon recht nahe ist, weil ein Theil des Schiffsweges durch höhere Inseln verdeckt wird, und weil es ja oft auch neblig sein kann. Kaum ist's gesehen, so ertönen laute Freudenrufe: Das Schiff, das Schiff! Alles eilt, wenn noch Zeit ist, auf den Berg; sonst, und jedenfalls, wenn es sich nähert, an den Strand; die Fernröhre sind in stetem Gebrauch, man überzeugt sich, ob es wirklich unser Schiff ist, und nicht andre, (wie deren ja auch ab und zu nach dem südlichen Hoffenthal kommen können), man will auch versuchen die Geschwister und den Kapitän an Bord zu erkennen. Auch wird schnell die große englische Flagge an der hohen Flaggstange vor dem Hause, wie wir es auf allen unsern Stationen haben, emporgezogen, zum fröhlichen Gruße. Denn das Schiff grüßt ja auch in gleicher Weise. Nun kommt es näher. Donnernd erschallen vor ihm her Kanonenschüsse, und in gleicher Weise wiederum wird vom Lande geantwortet. Und das geht nun eine Weile so fort — auch mancher Eskimo schießt seine Flinte obendrein ab, denn alles ist voll Aufregung und Freude. Jetzt ist das Schiff da, der Anker fällt und am Ufer wird ein Choral angestimmt. Ein Boo

stößt vom Lande ab, auf dem die Brüder der Missionsfamilie, und von den Schwestern die, welche abkommen können und wollen, an das Schiff fahren. Da gibt's denn viel Grüßens und Fragens. Muß man doch meist die neuankommenden unbekannten Geschwister und Mitarbeiter erst nach ihrem Namen fragen. Und wie verlangt man, etwas aus der Heimath zu hören! Bald werden dann die neuen Gäste an's Land gebracht und im Missionshause einquartiert.

(Forts. folgt.)

Zu dem Bildchen.

Hebron, der nunmehrige Wohnort des l. Briefstellers, ist 1830 zwischen dem 58. und 59. Grad Br. angelegt worden. Die Gegend ist, wie ihr seht, sehr gebirgig. Die höchsten Berge, Jonathan und Johannes, nach den Vornamen von Missionaren so genannt, erheben sich bis 2000′ auch 3000′. Oben sind alle die Berge kahl, felsig und häufig mit großen Granitblöcken gekrönt, weiter unten sind sie mit schönem Moos, Heidel- und Preißelbeer-Pflanzen bedeckt. Bäume fehlen hier zu Lande.

Auf der Höhe hier im Vordergrund seht ihr die Stange, deren aufgezogene Flagge die im Hintergrund erkennbare Harmony, die eben in Sicht kommt, begrüßt und verkündet. Gleich unter der Höhe habt ihr euch die Erdhaufen als Eskimo-Winterhäuser vorzustellen. Von dem langen Gebäude im Mittelgrund ist der kürzere höhere Theil mit dem größeren Thürmchen die Kirche; der andere mit dem kleineren Thürmchen, in welchem die Glocke zum Mittagsläuten hängt, schließt die Wohnungen der Missionare, die Schule und Werkstätten zu Schmiede-, Klemptner- und Tischler-Arbeiten in sich.

Der Zaun vor dem Hause begrenzt einen freien


ADENEY.

Platz; auf demselben war früher ein Garten, mit mühsam von den Bergabhängen zusammengetragener Erde angelegt, konnte aber da nicht bleiben, weil die Stürme die Kartoffel-, Kohl- und Rüben-Pflanzen immer wieder ausrissen. Der neue Garten nebst dem Store (Handelshaus) ist durch das lange Gebäude verdeckt. Da habt ihr ein ungefähres Bild von Hebron.

Bekehrung durch Träume.

(Fortsetzung.)

Durch solche Traumgesichte, wie ich deren einige euch im vorigen Heft mitgetheilt habe, brachte der Herr den Johannes King so weit, daß er in seinem geängsteten Herzen immer dringender fragte; wie jener Kerkermeister (wo?): „Was muß ich thun, damit ich selig werde?" Und der Heiland ertheilte ihm denn auch bald Antwort darauf, und zwar wieder durch Träume:

Es träumte ihm, er befinde sich in einer Stadt, vor der Kirche. An der Thür stand ein Mann, der fragte ihn: „King, weißt du, was du zu thun hast? Du mußt deinen Namen sofort zur Kirche aufgeben (dich dazu melden); denn, wenn du auf die Heiden hörst, gehst du ewig verloren. — In Folge dessen ging er nach Bambey, einem an der obern Suriname gelegenen Missionsplatz der Brüder. Hier verbrachte er die Charwoche. Da hatte er in der Nacht vom großen Sabbath auf Ostern einen neuen Traum: Er war, so träumte ihm, in seiner Kammer; da trat ein Mann zu ihm ein, so schön und herrlich, wie ein Mensch auf Erden nicht aussehen kann. Er glänzte wie die Sonne, so daß man ihn nicht ansehen konnte. Derselbe sprach zu King: „Nun, King, willst du selig werden?" King antwortete: „Ach ich bin so unrein und sündig!" Der

Mann aber sagte: „Eile, laß dich taufen, dann will ich dir Erlaubniß geben, zum ewigen Leben einzugehen.“ Mit diesen Worten verschwand der Mann.

Nun hatte King keine Ruhe mehr, er ordnete seine Sachen und ging nach Paramaribo, weil er wußte, daß daselbst eine große christliche Negergemeine sei, hatten doch einige von Kings Verwandten in ihrer Jugend die dortige Missionsschule besucht. Durch sie hatte er so Manches von der Lehre des Christenthums gehört; das hatte sich ihm tief eingeprägt und daran hatte eben dann auch der Herr das geknüpft, was Er dem King durch die erwähnten Träume gesagt.

Johannes suchte in der Stadt sogleich die Brüder-Missionare auf und bat dieselben, seinen Namen in die Liste derer aufzunehmen, welche getauft zu werden wünschten. Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, begab er sich nach einigen Tagen auf die Rückreise nach Maripa Stoone. Hier erkrankte er bald wieder wie früher, an der Gicht. Seine Verwandten riethen ihm Zaubermittel an; aber davon wollte er gar nichts mehr wissen. Er achtete die Schmerzen seiner Krankheit nicht und beschäftigte sich allein damit, aus einem von den Brüdern erhaltenen Büchlein lesen zu lernen, welches ihn freilich nicht wenig Mühe kostete.

In dieser Zeit stärkte ihn der Herr durch neue Träume: „In der Neujahrsnacht auf 1861“ so erzählt er, „wurde ich im Traum in einen Garten geführt, wo Gott war. Ein weißer, hellglänzender Mann sagte: „Siehe hier das Paradies, ist das nicht schön?“ Ich sah mich um; o welch wunderschöner Garten! etwas so Liebliches kann es auf Erden nicht geben. — Hier sah ich nun auch, wie Neujahr gefeiert wurde: Eine Menge schöngeschmückter und weißgekleideter Leute war da; Einige sangen, Andre bliesen Posaunen und mach-

ten wunderschöne Musik. — Ich wollte gar nicht wieder weg, aber der Führer sagte: Gehe wieder auf die Erde, du weißt nun, wie schön es hier ist; sage auch den andern Heiden, welches schöne Paradies auch für sie bereitet ist, wenn sie glauben wollen; sonst müßten sie ewige Strafe erwarten.“

In einem spätern Traum sah er ein Haus mit einem Kreuz auf dem Dach; innerhalb war es für Gottesdienste eingerichtet. Es wurde ihm gesagt, wie er ein solches Haus bauen solle. Der Mann, welcher ihm dies zeigte, sagte: „Dies ist kein gewöhnlicher Traum. Ich bin ein Bote Gottes und will Sein Werk durch dich unter deinen Landsleuten anfangen. Baue eine Kirche nach diesem Vorbild. Bitte ohne Verzug um die Taufe; denn dein Leben ist nicht mehr lang.“

(Forts. folgt.)

Nachrichten.

Grönland. Am 10. October 1865 wurde in Igdlorpait bei Lichtenau ein neuerbauter Kirchensaal festlich eingeweiht. Früh um 8 Uhr wurde mit Posaunen das Zeichen zur ersten Versammlung gegeben, und dann die von Missionsfreunden in Europa geschenkte neue Glocke zu großer Freude der Grönländer zum erstenmal geläutet. Der Saal konnte die herbeiströmenden Theilnehmer nicht fassen. Es herrschte die größte Stille und Aufmerksamkeit; nicht weniger in der folgenden Festpredigt. Nachmittags hielt auch ein grönländischer Nationalhelfer, Nathanael, eine erbauliche Ansprache. — Es sind nicht weniger als 230 Personen, welche durch diesen Bau einen näheren Versammlungsort erhalten haben. Die Zahl der Schüler ist 30; auch Erwachsene kommen noch, um lesen zu

lernen. Den Mädchen ist die Näh- und Strickschule sehr lustig, da sie das Gefertigte zu Weihnachten beschеert bekommen.

Aus Friedrichsthal melden die Brüder mit vielem Dank den Empfang von Blase-Instrumenten und Zeichenmaterialien und andrer Geschenke für die Grönländer.

Labrador. Am 23. Juli langten die für den Handel unter Br. C. Linders Leitung bestimmten Brüder Damm, Küster und Barth glücklich in Hoffenthal an, nach einer glücklichen und schnellen Seereise von 4 Wochen. Br. Damm kommt nach der neuen Station Zoar.

Von Hebron aus ist Br. Kern nach Säglek gefahren, um ein kleines gezimmertes Häuschen zu gelegentlichen Gottesdiensten, aufzurichten. Zum Wohnenbleiben ist es dort zu kalt; selbst die Eskimos halten es im Winter da nicht aus. Es ist dort die grauenhafteste Gegend der Labradorküste; es sind da nichts als zerrissene, zerklüftete, nackte, schroffe, ungestaltete schwarze Klippen, die so abschreckend, ja drohend aus dem Wasser emporsteigen, daß ein Landungsplatz nicht zu entdecken ist. Säglek selbst ist eine niedrige, mit großen, kugelförmigen Steinen bedeckte Felsen-Insel. Br. Kern schreibt: „Beim Einfahren in die Bucht kamen wir zwischen riesige, nackte Felsen, die am Wasser kaum für ein einziges Zelt Raum lassen; dann passirten wir 2 Wasserfälle. Am Forellenplatz, welcher daher seinen Namen hat, weil derselbe wegen des in der Bucht höchst ergiebigen Fanges dieser Fische häufig besucht wird, wurde mein kleines Zelt aufgeschlagen. Das Getöse der nahen Brandung ließ mich kaum schlafen. Nachdem das Häuschen aufgesetzt und mit einem kleinen Ofen versehen war, empfahlen wir es in einem Gebet dem Schutz des Herrn und reisten

nach Hause zurück." — Bei Okak fingen die Eskimos besonders viele Cottfische, die auch sehr fette Lebern hatten, so daß eine gute Masse Thran gewonnen werden konnte. — Im Waisenhaus sind 10 Kinder; die Schule wird von 73 Kindern gern und fleißig besucht. — Auf eine schreckliche Weise hat die 23 Jahr alte led. Eskimo-Schwester Clara ihr Leben verloren; sie ist nämlich beim Beerensammeln von 5 wild umherlaufenden Hunden angefallen und zerrissen worden; die wüthenden Bestien konnten von den auf das Geschrei der Unglücklichen hinzueilenden Männern kaum nur noch von dem Leichnam fortgetrieben werden.

Moskitoküste. Auf Corn-Island war drückender Mangel an Lebensmitteln; Viele mußten mit Schweinefutter ihren Hunger stillen und zogen sich Krankheit und Tod zu.

Australien. Daß die 3 euch bekannten Brüder ihre Reise nach dem Norden angetreten haben, wißt ihr. Hört nun Einiges aus ihrem ersten Reisebericht: Am 26. Juli verließen 2 Adelaide. Zunächst ging es nach Bethel, einem Brüdergemeinort, auf unbeschreiblich schlechtem Wege. Am 31. kamen sie nach Bethel; da erst wurde ihre Zahl voll durch das Eintreffen Br. Kramers. Den 21. Aug. rüstete man sich zur Weiterreise; 3 Wagen wurden mit den vielen Bedürfnissen bepackt. Von den Geschwistern waren sie mit Liebesbeweisen und Wohlthaten überhäuft worden. Viele geleiteten sie ein Stück und sangen ihnen dann beim Abschied Segensverse. Am ersten Tage legten sie 4 Meilen zurück und übernachteten dann im Wagen. Fünf Brüder ritten bis Clare, 107 engl. Meil. nördlich von Adelaide, mit. Am 3. Sept. waren sie bereits in Tea-Tree (Tietrie) 300 engl. Meil. von Adelaide, halbwegs bis Coopers Creek, unterm 31. Grad südl. Br. — Die Schwierigkeiten des Fortkommens durch

die sandigen Ebenen und über die steinigen Hügel nahmen zu. Oede, kahle Strecken passirten sie, wo nur spärliches Gras war. Viele Schluchten, ausgetrocknete Flußbetten waren zu überschreiten. Oft fehlte es an Wasser. Hier hatte es also doch nicht geregnet. — In diesem „Land der Gegensätze" ist man ebenso in Gefahr auf der Reise zu verdursten, wie zu ertrinken. — Der Herr helfe weiter!

Westhimalaya. In Kyelang empfingen am 7. Septbr. d. J. die Getauften das h. Abendmahl; am 16. d. M. wurden die Frauen des Matthäus und Zacharias getauft.

Süd-Afrika. Bei Clarkson wurde am 21. Mai ein neues Kirchen- und Schulhaus für die umwohnenden Fingus eingeweiht. Nach dem Liebesmahl sprach der Häuptling Umsiti: „Ich danke mit einem Schaf." Ein Zweiter sagte: „Ich danke mit einem Hammel"; ein Dritter: „Ich bin arm und habe eine Frau und gebe 1 Schilling (10 Sgr.)"; ein Vierter: „Ich danke mit 6 Schilling!" Eine Frau: „Ich danke mit einem Bocklamm!" Die Dankopfer zusammen hatten einen Werth von 8—9 Pfund Sterling (gegen 50 Thlr.). Heißt das nicht mit der That danken? und es hat nm so mehr innern Werth, da in Folge der Trockenheit die Armuth dort groß ist. — Der Herr beweise diesen fröhlichen Gebern Seine Liebe dadurch, daß Er ihnen aus den Versammlungen im neuen Kirchenhaus viel Segen für ihre Herzen zufließen läßt!

Druck von L. Hans in Gnadau.

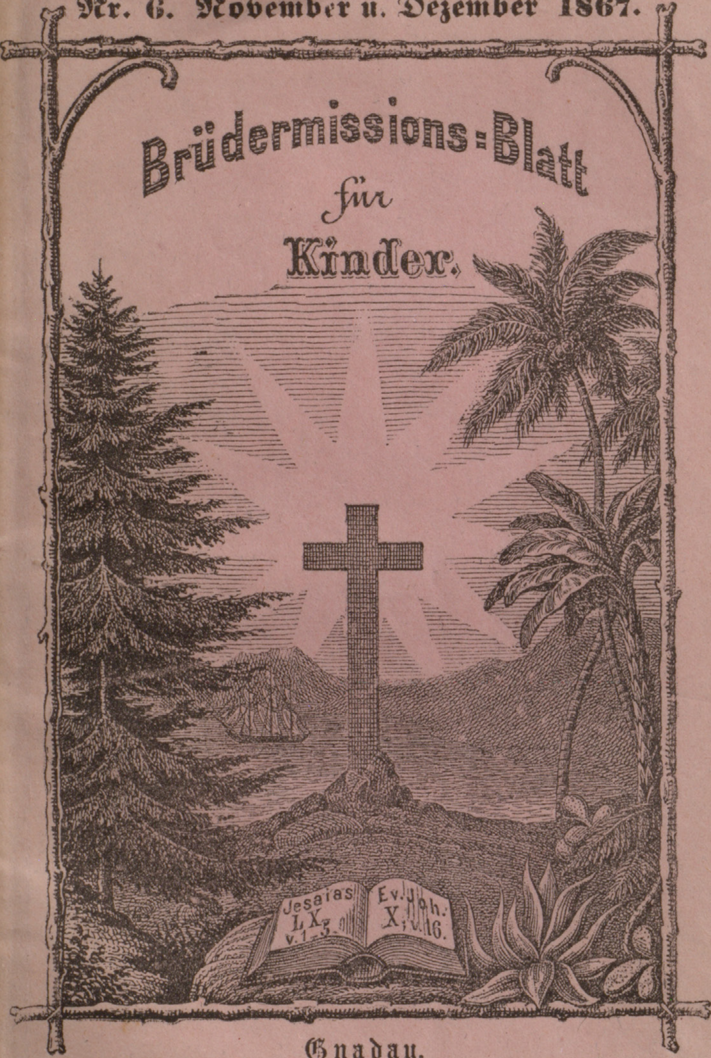
Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Preis für den Jahrgang praenumerando 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

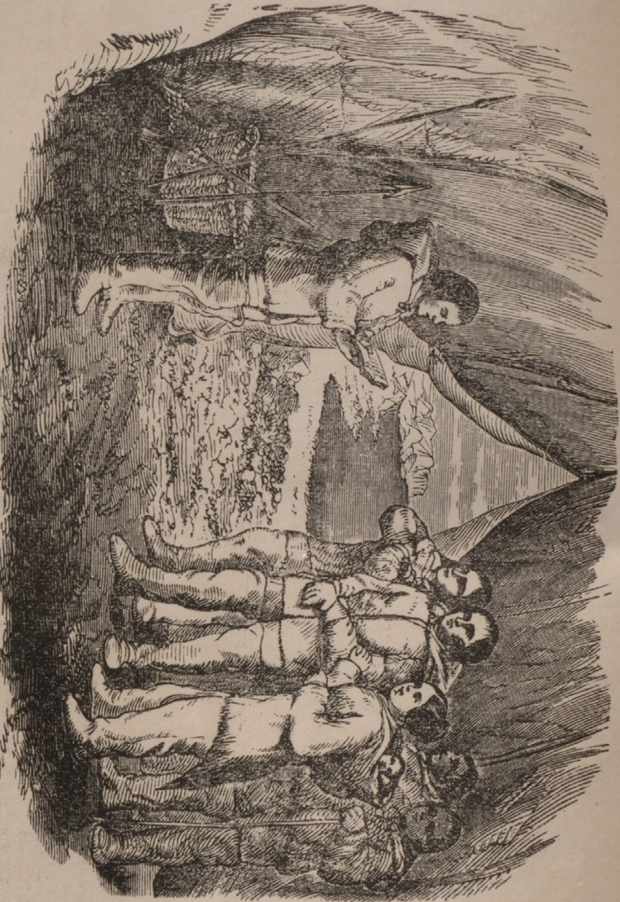
Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Niesky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. E. Wenk.
Ebersdorf	=	E. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	Th. Raillard.
Bremen	=	R. Meder, Ansgarii-Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	J. Christoph.
Zeist	=	Nicolai & Comp.
Bethlehem	=	G. W. Perkin.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei C. H. Pemsel.

Nr. 6. November u. Dezember 1867.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 6. November 1867.

Anfang der surinamischen Mission.

Suriname,

eine holländische Colonie, liegt an der nördlichen Küste Südamerikas zwischen dem 5. und 6. Grad nördlicher Breite, im Westen durch den Corentyn-Fluß von englischem, im Osten durch den Marowynefluß von französischem Colonial-Gebiet getrennt. Suriname hat eine 93 Stunden lange Küste und erstreckt sich mit dem eigentlichen, von Europäern bewohnten Gebiet an 12 deutsche Meilen in das Innere; mit seinem, mehr nur dem Namen nach den Holländern gehörenden und nicht colonisirten Theile wohl noch 30 d. M. weiter hinein. Es macht einen Theil von Guyana aus; so heißt nämlich das von dem Unterlauf des Orinokko bis zur nördlichen Mündung des Marannon sich erstreckende Küstenland.

Guyana wurde 1498 von Columbus entdeckt. Durch Fruchtbarkeit des Landes mehr angelockt, als durch sein ungesundes Klima abgeschreckt, siedelten sich nach und mit einander Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer und Holländer daselbst an. Gegenwärtig gehört der nördliche Theil zu der Republik Venezuela, der südliche zum Kaiserthum Brasilien; in der Mitte liegt dann das englische, holländische und französische Guyana. — Suriname gehörte nebst Demerary, Essequebo und Berbice bis 1677 den Engländern, von da an den Holländern, die aber 1796 und 1803 die letztgenannten 3 Colonieen an England zurückgeben mußten, und seitdem daher nur Suriname besitzen.

Die Bevölkerung Surinames besteht aus etwa 2000 Weißen, 50—60000 Mulatten und Negern, und 1000 Indianern, als Bewohnern der eigentlichen Colonie; außerhalb der engeren Grenze der Colonie leben im Buschland an 8000 Maron- oder Frei-Neger, auch Buschneger genannt. — Von diesen verschiedenen Bewohnern waren die Indianer die ersten.

Als die Spanier, als die Ersten unter den Europäern, die Küste von Guyana betraten, fanden sie daselbst eine zahlreiche Bevölkerung von Eingebornen, sowie die von ihnen eben erst aus Westindien vertriebenen Kariben, vor. Jene bildeten eine Nation von 30 verschiedenen Stämmen, unter denen besonders die Arawakken und Warauen, dann auch die Accawai's und Macusi's bekannt geworden sind; sie sind sämtlich vor Zeiten aus Nordamerika hergekommen. Die Spanier gaben ihnen sowie den Cariben den gemeinschaftlichen Namen, Indianer, den sie seitdem behalten haben. — Ihnen ging es hier wie den Eingebornen in Westindien.

Die europäischen Eindringlinge machten den bisherigen Bewohnern den Besitz des Landes streitig; wenn es nicht gutwillig ihnen überlassen wurde, brauchten sie Gewalt und unterjochten, vertrieben oder tödteten die Indianer; sie verlangten außerdem noch, daß die bisherigen Herren des Landes ihnen als Knechte dasselbe bebauen sollten. Diejenigen Indianer, welche sich dahin bringen ließen, Landbesitz und Freiheit ihren Gewalthabern preiszugeben, konnten bleiben, die Andern wurden aus dem Wege geschafft, und theils getödtet, theils in die Wälder und Sümpfe verstoßen. Letzteres Schicksal theilten auch diejenigen, welche sich den Weißen unterworfen hatten, als diese gemerkt hatten, daß die Indianer auch bei dem besten Willen die schwere Plantagen-Arbeit nicht verrichten konnten, und sie statt ihrer die stärkeren Neger durch den Sclavenhandel bekamen. — Und so sind die Neger nach Suriname gekommen. Diese mußten denn für ihre weißen Herren in den Kaffee-, Zucker-, Cacao-, Baumwollen- und andern Plantagen, sowie in den Holzgründen arbeiten. Dabei wurden sie hier in Guyana grausamer als irgend wo sonst behandelt und für das geringste Versehen auf das härteste bestraft. Die erste Strafe war die Peitsche und Ohrenabschneiden; die zweite, Durchschneiden der Kniesehnen und Ketten-Anlegen; die dritte, der Tod. — Was aber war die Folge solcher Tyrannei? Es sammelten sich nach und nach in den nahen, für die Weißen unzugänglichen Wäldern ganze Haufen von Flüchtlingen an, welche, sobald sie sich durch den beständigen Zugang stark genug fühlten, oft wiederholte räuberische Einfälle in die Colonie machten und Mord und Brand daselbst verbreiteten, um sich so an ihren vormaligen Peinigern zu rächen; freilich ging es ihnen übel, wenn sie bei solchen Gelegenheiten den Weißen in die Hände fielen.

So herrschte lange Zeit ein beständiger Kriegszustand zwischen den Colonisten und diesen Negern, welche nach ihrem Zufluchtsort, dem „Buschlande" Busch-Neger, später aber auch Frei- oder Maron-Neger genannt wurden. Endlich, im Jahre 1763 kam es zu einem Friedensschluß, in welchem die Buschneger für ein freies Volk erklärt wurden, ihrerseits aber versprechen mußten, die entlaufenen Sclaven künftig nicht nur nicht aufnehmen, sondern auch ausliefern zu wollen. Von den Frei-Negern ist dieser Friede freilich oft gebrochen worden, und außer den seitdem entlaufenen und aufgenommenen Sclaven, wollen auch die an der oberen Marowyne wohnenden Boni-Neger von einem Frieden mit den Weißen nichts wissen. — In neuerer Zeit sind aber doch keine bedeutenden Feindseligkeiten zwischen der Colonie und dem Buschland vorgekommen. In stolzer Ruhe leben die Frei-Neger hinter den natürlichen Schutzwehren der Urwälder und reißenden Ströme in zerstreuten, kleinen, 2 unter einander verbundene Republiken bildenden Dörfern, und genießen die durch ihre Vorfahren ertrotzte und von ihnen selbst stets ängstlich bewahrte Freiheit, deren sie sich freilich jetzt nicht mehr als eines Vorzugs vor ihren Landsleuten in der Colonie rühmen können; denn gerade 100 Jahre, nachdem die holländische Regierung die Maron-Neger nothgedrungen für frei erklärt hatte, hat sie allen bisherigen Sclaven in der Colonie aus freiem Antrieb die Freiheit geschenkt. Dieser große Tag war der 1. Juli 1863.

Somit besteht auch dort keine leibliche Sclaverei mehr; Alles ist frei! — aber auch recht frei? — Ach, das sind ja nur die, welche sich durch den Sohn Gottes im Glauben an Ihn haben frei machen lassen. Um nun zu dieser rechten Freiheit sowohl braunen als schwarzen Sclaven des Satans den einzigen aber

sichern Weg zu zeigen, hat sich die Brüdergemeine schon vor mehr als 130 Jahren angelegen sein lassen. Immer neue Streiter sind in die durch das todtbringende Klima gelichteten Reihen freudig eingetreten, getrieben, nicht, wie die Colonisten und Pflanzer durch Begierde nach irdischem Reichthum, sondern durch die Liebe zu dem Schatz über alle Schätze. Begleiten wir nun

die ersten Boten Christi in Suriname und Berbice

auf ihren beschwerlichen und gefährlichen Zeugen-Wegen. — Die 3 Brüder, Piesch, Berwig und Larisch, welche im Sommer 1735 nach Suriname reisten, waren mehr nur Kundschafter. Das Jahr zuvor nehmlich hatte man in der Brüdergemeine gehört, daß die holländische Regierung Leute aus allen Ländern nach ihren verschiedenen Colonieen einlade; und, obwohl man schon in Westindien, Grönland und Nordamerika Missionsarbeit hatte und in Lappland und Rußland solche suchte, so wollte man doch immer mehr haben, und nahm mit Freuden diese neue sich darbietende Gelegenheit wahr, zu helfen, daß der Heiland Mengen zur Beute bekomme. — Bischof Spangenberg, welcher um die Zeit, es war im Jahr 1734, nach England zu reisen hatte, bekam sogleich den Auftrag, auf dem Wege durch Holland dort sich zunächst bei der Direction der surinamischen Handelsgesellschaft nach den Verhältnissen in Guyana zu erkundigen und wegen Anlegung eines Missionspostens in Suriname zu unterhandeln. Es wurde aber den Brüdern überlassen, sich selbst an Ort und Stelle darüber zu unterrichten, ob dort etwas zu machen sei, um dann wieder die Erlaubniß zur Missionsthätigkeit nachzusuchen. Und daraufhin wurden sogleich obgenannte Brüder nach Suriname abgefertigt. Bald nach ihrer

Ankunft in der Stadt Paramaribo wurde Br. Larisch das erste Opfer des ungesunden Klima's. Die 2 Andern kehrten nach Einziehung der erforderlichen Erkundigungen nach Europa zurück und statteten der Gemeine Bericht ab: Derselbe ging dahin, daß es dort an Heiden, welche von Christo und dem Heile in Ihm nichts wüßten noch hörten, wahrlich nicht fehle und, wenn auch schwierig, doch nicht unmöglich sein würde, mit dem Evangelium an sie zu kommen. — Dies war genug für die Brüder; sogleich wendete man sich wieder nach Amsterdam mit dem dringenden Gesuch um förmliche Erlaubniß zur Gründung einer Mission in Suriname.

Während die Brüdergemeine auf Antwort von Amsterdam wartete, that sich von selbst, ohne daß man anzuklopfen brauchte, eine Thür zu den Heiden in Guyana auf. Ein Herr in Amsterdam begehrte nämlich Brüder-Missionare auf seine Plantage in der an Suriname grenzenden, damals noch mit den Holländern gehörenden, Colonie Berbice. Sogleich ging man durch die geöffnete Thür ein; und bereits am 10. September 1738 traten die Brüder Dähne und Güttner in Berbice ans Land. — Bald aber wurde die Zuversicht der freudigen Boten recht auf die Probe gestellt. — Unterkommen wurde ihnen dort zwar verschafft, aber nicht Unterhalt; den mußten sie sich sauer genug verdienen; Dähne, als Schneider; Güttner, als Zimmermann. Sie arbeiteten ja gern, aber woher sollten sie dann Zeit genug nehmen zur Missionsthätigkeit?! — Dazu kam, daß sowohl der Gouverneur (Regirungsstatthalter) als auch die Plantagen-Aufseher nichts von ihnen wissen wollten und ihre widrige Gesinnung auf alle Weise ihnen zu fühlen gaben. Den größten Kummer aber machte ihnen das, daß sie mit der holländischen Sprache, welche sie mühsam einiger-

maßen gelernt hatten, bei den Negersclaven, welche noch zu wenig davon verstanden, gar nicht ankamen; und doch fanden sie auch keine Möglichkeit, die Sprache der Neger zu erlernen, weil diese allzusehr mit Arbeit überladen waren, als daß sie mit den Missionaren hätten viel umgehen können. Der Herr aber erhörte ihr Rufen in dieser Noth.

Ein benachbarter an dem in den Berbicefluß mündenden Wironje-Fluß wohnender Pflanzer bot ihnen ein abgelegenes Häuschen und ein Stück Land zur Benutzung an. Dahin siedelten sie sofort über und fanden daselbst die willkommene Gelegenheit, mit den dort herum wohnenden Indianern, vom Arawakken Stamm, in Berührung zu kommen. Sie fingen auch sogleich an, dieselben zu besuchen, konnten sich ihnen im Holländischen verständlich machen und fanden auch offne Ohren. Aber bald ward es den Brüdern klar, daß sie, um wahren Segen zu schaffen, die Sprache der Indianer lernen müßten; dazu fehlte es nun wieder an Zeit, zwar nicht den freien Indianern aber den Missionaren, welche mit der zu ihrem Bestehen erforderlichen Arbeit vollauf zu thun hatten, auf der Profession wie in der Wirthschaft.

Diese neue Noth beugte sie aber nicht nieder, sondern hob sie vielmehr, wie es euch der Auszug aus ihrem damaligen Schreiben an die Gemeine zeigt, wenn es da heißt: „Der Heiland wird zu Seiner Zeit eine Thür aufthun und dem armen Volk helfen. Wir glauben auf Hoffnung und denken, wenn nur eine Seele errettet wird, so ist alle Mühe und Arbeit bezahlt. — Es sieht wohl sehr finster aus bei ihnen, wir wollen aber zeugen von der Gnade des Heilandes, bis Er das Licht läßt aufgehen hier in dieser dunkeln Wüste. — Er gebe uns aufs Neue Muth, nicht müde zu werden, bis Er uns mit Seelen erfreut."

So zuversichtlich hofften sie auf die Hülfe des Herrn; aber sie wollten doch auch thun, was sie könnten, zur Bekehrung der armen braunen Schafe; nur sahen sie sich daran immer durch die dringenden äußeren Arbeiten gehindert und wünschten sehnlich, daß dieselben ihnen abgenommen oder wenigstens durch Hülfe erleichtert werden möchten. Zu dem Zweck baten sie um Zusendung eines Ehepaars aus der Gemeine. Daraufhin kamen denn auch im nächsten Jahr Geschw. Beutel in Pilgerhut an. Da war große Freude, aber das Häuschen wollte jetzt zu enge werden. Nun — Br. Beutel, als Zimmermann, wußte bald Rath; noch vor Ende des Jahres stand ein geräumiges Haus da, welches als erster Missionsplatz unter den Arawakken den Namen Pilgerhut erhielt.

Die Lage Pilgerhuts war dem Missionswerk sehr günstig; denn die Gegend wurde vorzugsweise von Arawakken bewohnt und besucht; es verging fast kein Tag, an welchem die Brüder nicht von Einzelnen oder ganzen Gesellschaften besucht wurden; desto mehr bedauerten sie aber ihre Unkenntniß der Sprache; diese Verlegenheit trieb sie recht ins Gebet, und der Herr half auch bald recht wunderbar. Es machte nehmlich ein Pflanzer dort in der Nähe den Brüdern einen Mulatten-Knaben zum Geschenk; dieser lehrte sie etwas Arawakkisch und diente ihnen später auch als Dolmetscher bei der Verkündigung des Evangeliums an die Indianer. Da hatten sie doch wieder eine Aufmunterung nach den verschiednen schweren Erfahrungen, welche sie in der letzten Zeit hatten machen müssen: Sie waren nehmlich erstens dadurch in große Bedrängniß gerathen, daß sie das Geld zur Abtragung der Kosten für 2 Reisen von Missionsgeschwistern durch ihrer Hände Arbeit hatten verdienen müssen; schwerer aber war ihnen der Verlust eines treuen Ge-

hülfen, des Br. Güttner, welcher bei einem Besuch in Paramaribo, daselbst heimging. — Schon das 2. Opfer, welches das dortige Klima von der Brüder-Mission gefordert hatte!

Bis zum Jahr 1746 waren noch 4 neue Ehepaare zur Verstärkung nach Pilgerhut gekommen. Da fehlte es denn nicht an Kräften, und die Besuche bei den Indianern konnten um so fleißiger wahrgenommen werden. Dieselben waren aber nicht leicht; denn um zu den abgelegenen und zerstreuten Hütten der Eingebornen zu gelangen, mußten die Brüder nicht selten bis an den halben Leib durchs Wasser waten; und wie oft machten sie solche beschwerliche Wege vergeblich, wenn die Männer auf der Jagd oder dem Fischfang abwesend waren und die Weiber und Kinder dann immer vor den weißen Leuten mit großem Geschrei ins Gebüsch flohen, bis sie nach und nach durch das freundliche Benehmen der Missionare ihre Scheu fahren ließen.

Indessen war es zu Hause den Brüdern gelungen, mit Hülfe des oberwähnten Mulatten-Knaben die Leidensgeschichte in das Arawakkische zu übersetzen; dies war ein Fest- und Freuden-Tag, als sie zum erstenmal aus derselben den versammelten Indianern vorlesen konnten, welches sie mit Gebet und Gesang begleiteten, unter großer Aufmerksamkeit und stiller Verwunderung der versammelten Heiden!

Im nächsten Jahr reisten Geschw. Dähne und Meiser nach Europa; sie nahmen ein 1¼jähriges Indianermädchen mit, welches ihnen von der Mutter desselben geschenkt worden war. — Dies Kind kam in die Anstalt zu Lindheim in der Wetterau und wurde daselbst getauft, ging aber schon frühzeitig selig aus der Zeit.

Ende 1747 durften endlich die Brüder in Pilger-

hut zu ihrer Freude und ihrem Troste unter den Indianern die ersten Zeichen der Liebe zu Gottes Wort sehen; sie fanden bei ihren Besuchen, in denen sie nun um so eifriger wurden, freudige Aufnahme und offene Ohren. Dies bewog die Missionare, welche schon längst sich danach gesehnt hatten, die erste Taufhandlung verrichten zu können, ihre Zuhörer mit der Bedeutung dieses Sacraments bekannt zu machen, welches auch nie ohne tiefen Eindruck blieb.

Es war Ende März 1748, daß eine alte Indianerin, welche kaum gehen konnte, nach Pilgerhut kam, und mit den lebhaftesten Geberden und Worten ihr Verlangen nach der h. Taufe zu erkennen gab. Die Brüder, nachdem sie sich von der Aufrichtigkeit ihres Verlangens und ihrem Glaubensstand überzeugt hatten, glaubten keinen Anstand nehmen und ihr die Bitte gewähren zu dürfen; und am 31. März wurde die feierliche Handlung in Gegenwart von 40 Indianern durch Br. Kaske nach einer herzlichen Rede unter vielen Thränen der Anwesenden verrichtet, indem die tiefgerührte alte Mutter, welche, mit einem langen weißen Hemd angethan, von den Schwestern zum Taufwasser in der Mitte geführt worden, daselbst im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes mit der Reinigungsfluth überströmt wurde, wobei fühlbare Gnade waltete. — Von dieser Handlung wurden einige Männer so ergriffen, daß auch sie am andern Tag um die h. Taufe baten. Auch ihnen wurde diese ihre Bitte nicht lange darauf gewährt. Die Getauften bewährten sich durch einen der empfangnen Gnade gemäßen Wandel und waren ihrer Umgebung zum Segen, so daß sich immer mehrere nach der h. Taufe verlangend und derselben würdig zeigten. Ende Juni belief sich die Zahl der in Pilgerhut Getauften bereits auf Neununddreißig! — Somit

war 8 Jahr, nachdem sich die ersten Missionare, Dähne und Güttner, am Wironje-Fluß niedergelassen, durch des Herrn Gnade bereits ein christliches Gemeinlein aus den Arawakken entstanden. —

Heute wollen wir noch hören, was die damaligen Missionare berichtet haben, sowohl von der äußeren Erscheinung der Arawakken und Warauen, zu denen sie kamen, als auch von ihrem heidnischen Aberglauben, den sie bekämpfen mußten.

Was fürs Erste das Aussehen der Indianer betrifft, so haben Alle eine braunrothe Hautfarbe. Heidnische Sitte ist es, (bei den Arawakken mehr als bei den Warauen,) von Kopf bis zu den Füßen sich mit zinnoberrother Farbe zu bemalen; nicht allein zum Schmuck, sondern auch zum Schutz gegen Krankheiten und gegen den Geist der Europäer, den sie in ihrer Sprache Teufel nennen. Manchmal färben sie nur Hände und Füße, da es dann aussieht, als hätten sie rothe Stiefel und Handschuhe an. — Haare dulden sie nur auf dem Kopf, am übrigen Körper werden sie abrasirt oder mit einer kleinen Zange ausgerupft. Statt der Augenbrauen machen sie einen schwarzen Strich. — Das kohlschwarze, straffe Haupthaar tragen die Männer kurz, die Weiber lang, und legen es oben in Zöpfen zusammen. Das Gesicht bekommt noch oft eine Auszeichnung durch Striche von karminrother, weißer und gelber Farbe. — Die Blöße decken sie nur mit einer kleinen Schürze; dieselbe besteht aber aus Korallen; und solche Schürzen werden von den Weibern mit großer Geschicklichkeit und Mühe verfertigt. Der Grund ist entweder weiß, gelb, roth oder blau, und in denselben sind öfters Blumen eingewirkt. Zum Staat haben sie um die Lenden, über

den Ellebogen und unter den Knieen viele Reihen von bunten Korallen. Um den Hals tragen die Weiber auch Schnüre von vieleckig geschliffenen Krystallen.

Bei den Warauen, welche ärmer sind, machen sich die Weiber ihre Schürzen aus Baumrinde. Von diesen ist noch eine ganz eigenthümliche Sitte anzuführen, die einen sehr abstoßenden Anblick gewährt: Sie durchbohren nämlich ihre Ohrläppchen und weiten dieselben nach und nach so aus, daß sie zuletzt einen großen Korkstöpsel hineinstecken können, auf welchem sie dann, wie auf einem Nadelkissen, Näh- und Steck-Nadeln verwahren. Ebenso sieht man oft den Rand der Lippen mit Nadeln gespickt. — Viele Männer tragen unter der Nase ein zierlich ausgearbeitetes Blech von Silber; dies hängt an einem durch den mittleren Nasenknorpel gezogenen Faden. — Da habt ihr so ungefähr das Bild eines heidnischen Arawakken und Warauen; die Bekehrten aber änderten sich auch darin mit der Zeit.

Nun noch etwas von der Religion der dortigen Indianer, wenn man ihren Aberglauben so nennen will. Dieselbe besteht im Glauben an ein unsichtbares, mächtiges Wesen, das den Menschen alles Gute thut, und ein anderes, ebenso mächtiges, von dem alles Böse herkommt. Das erste nennen die Arawakken Kururuman, letzteres Jawahü; dieses suchen sie durch Opfer von Fischen und Vögeln zu versöhnen, um so Krankheiten und andere Uebel abzuwenden. Kommt dennoch das oder jenes über sie, so nehmen sie ihre Zuflucht zu allerhand gauklerischen Ceremonieen. Die Kranken nimmt der Zauberer in seine Zauberhütte, welche inwendig mit vielen Todtenköpfen von Affen, Vögeln und andern Thieren behängt ist. Hier muß der Kranke Kräuterthee trinken, und wird ein Feuer von Kräutern gemacht, die einen starken Rauch

verbreiten. Dann läuft der Zauberer, mit Vogelfedern und Muscheln behängt die ganze Nacht um die Hütte herum und schreit und rasselt fürchterlich, um so den bösen Geist zu vertreiben. — Um den guten Geist aber bekümmern sie sich nicht, weil sie von ihm nichts zu fürchten haben. Einen Gottesdienst aus Liebe und Dankbarkeit kennen sie also nicht; sie sind Knechte aus Furcht vor dem bösen Geist und dem Tode. — Die Armen kannten ja den nicht „der auch ihnen zum Heile durch Seinen Tod die Macht genommen hatte dem, der des Todes Gewalt hatte, dem Teufel und sie somit von der Furcht des Todes erlöset hatte; — und welche Glückseligkeit mußten diejenigen unter ihnen empfinden, welche durch den Glauben an Jesum Gottes Kinder geworden, und dann mit Freudigkeit aus seliger Herzens-Erfahrung zustimmen konnten, wenn die Missionare ihnen sagten: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" Und zu solcher Glückseligkeit die armen Indianer zu bringen, dahin ging ja der Gnadenrath Gottes in der Sendung der Brüder nach Südamerika. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Grönland,

der nun folgt, berichtet euch mancherlei Merkwürdiges. Das Merkwürdigste davon wird euch gleich das Erste sein: Ihr erfahrt nehmlich, wie es in gewissen Gegenden, zu Zeiten und unter Umständen auch gar gelinde, schön und warm, selbst im Winter, in dem kalten Grönland werden kann. — so hört denn:

Liebe Kinder!

In der 2. Nummer des Jahres 1866 ist euch das Klima Grönlands als ein so strenger Herr geschildert worden, daß ihr wohl allen Respect davor bekommen haben möget, und das ist eben auch der Eindruck, den die Missionare in Neuherrnhut stets von der vorherrschenden Temperatur bekommen haben. Neuherrnhut aber liegt ungefähr in der Mitte der äußersten Punkte der bisher bekannt gewordenen von Norden nach Süden sich erstreckenden Westküste Grönlands; — und so kann man das dortige Klima immerhin als das allgemeine grönländische ansehen. Nach Norden wird es kälter, nach Süden zu aber freilich auch wärmer; wie davon die Missionare in den 3 andern Missionsstationen der Brüdergemeine zu sagen wissen. 18 d. M. südlich von Neuherrnhut nehmlich ist Lichtenfels, seit 1758; über 40 M. noch weiter nach Süden, Lichtenau, seit 1774; und endlich, wieder 18 M. näher nach dem Cap Farewell, Friedrichsthal, seit 1822. — An den 2 letztgenannten Plätzen nun wird es äußerst selten kälter als — 20 Grad R. gewöhnlich nur höchstens — 15 bis 18 Grad. — Vom Jahr 1852—53 war überall in Grönland ein verhältnißmäßig sehr gelinder Winter, selbst in Neuherrnhut. Hier war im Februar das angenehmste Wetter; die Grönländer saßen auf ihren Häusern und sonnten sich; — es blieb auch so, und Ende April wurde schon im Garten gesäet; es kam kein Frostwetter mehr! Von 1855—56 hatte in Friedrichsthal der Winter mehr Wärme- als Kälte-Grade, und im Mittel war die Temperatur 2 bis 3 Grad R. — es gab mehr Regen- als Schnee-Tage. Im Januar und Februar war das schönste Frühlingswetter; unsre Hühner gingen hinaus und legten brav Eier. Die Kinder der Missionsgeschwister konnten alle Tage im Freien spielen und auf die näch-

sten Höhen spazieren gehen, die grönländische Jugend stieg noch höher hinauf, um die sogenannten Kräke- oder Kräh-Beeren zu sammeln. Diese wohlschmeckenden, von den Grönländern besonders geliebten Beeren wachsen an einem niedrigen, zähen Strauch, mit kleinen dicken Blättern und weißen Blümchen, welche schwarze Früchte, mit rothem, süßem Saft hervorbringen. Diese Pflanze (empetrum nigrum) wächst sehr häufig dort (auch in Deutschland, z. B. auf dem Riesengebirge findet sie sich). Auch unter dem Schnee erhalten sich die Beeren, und sind noch genießbar, auch wenn derselbe nach dem Winter schon weggethaut ist. — Solche gelinde Winter gibt es freilich nur wenige, aber auch die strengen sind selten. — Seht, so ist der Winter in Süd-Grönland gar nicht viel schlimmer als bei uns, und manchmal wohl gar noch besser! — „Wie ist es dann aber im Sommer?" werdet ihr fragen. — Nun, auf den dürft ihr freilich vom Winter nicht schließen. Ihr müßt bedenken, daß die Südspitze von Grönland immer noch 10 Grad nördlicher als Mittel-Deutschland, in gleicher Breite mit Petersburg liegt; daß die Nähe des Eises sich zeitenweis recht bemerklich macht; demnach kann es ja nicht anders sein, als daß der Sommer kürzer und unbeständiger ist, bei Neuherrnhut freilich in weit höherem Grad als um Lichtenau und Friedrichsthal. Hier kann doch Rindvieh gehalten und für 6 Monate, vom Mai bis October auf die Weide getrieben werden. Die Missionare können sich auch allerhand Garten- und Feldfrüchte ziehen, nachdem sie nehmlich durch mühsames Zusammentragen der erforderlichen Erde von den Bergabhängen das Land dazu geschaffen haben. — Wenn der Grund auf dem bewohnbaren Küsten-Saum nicht so felsig wäre, könnte des Klima's wegen auch schon etwas Ackerbau getrieben

werden. Von Holz findet sich freilich nichts als spärliche Weiden, Birken und Wachholdersträucher, und diese gelangen auch nur im Innern der tief ins Land gehenden Fiorden (Meeresbuchten) zu einiger Stärke.

Von dem Eise, dessen Nähe auf das grönländische Klima so bedeutenden Einfluß hat, müßt ihr doch noch etwas hören: Dasselbe ist von zweierlei Art; es gibt Süßwasser-Eis und Meerwasser-Eis. Ersteres hat seine Heimath auf dem Lande und bildet im Innern desselben einen zusammenhängenden, unermeßlichen, unabsehbaren Gletscher, der dann am Ende einer jeden der unzähligen Fiorden in ebenso vielen einzelnen, an und für sich noch riesenhaften Gletschern ausmündet. — Wer das halsbrechende Wagstück unternimmt und die schroffen Fels-Zinnen, die den Rand des innern Fels-Plateaus bilden, erklimmt, der sieht sich allerdings belohnt durch den wunderbarsten, großartigsten Anblick. Er sieht nehmlich vor sich eine unbegrenzte vergletscherte Eiswüste, welche sich mit ihren wellenförmigen Erhebungen so ausnimmt, als wenn ein Meer während eines Sturmes gefroren wäre. Der blendende Schimmer der Oberfläche dieses Eismeers wird noch gehoben durch die einzelnen kahlen, graubraunen Felsenhäupter, welche sich daraus erheben, und unter denen einzelne die Höhe von 5000 Fuß erreichen. — Dieses sogenannte Binneneis wächst von Jahr zu Jahr an Höhe und Ausdehnung durch den Schnee, der im Sommer sich zu Gletschereis bildet. An einigen Stellen haben die Gletscher schon die Meeresküste erreicht und an andern sind sie nicht mehr weit davon. Von Zeit zu Zeit nun lösen sich Massen ab, aber nicht durch ihre eigne Schwere, sondern dadurch, daß das Wasser, nachdem es die Eismassen unterwaschen hat, dieselben hebt und also von unten abbricht. Es kommt dies hauptsächlich in einigen Fior-

den vor, deren jede dann jährlich über 1000 Million Kubik-Fuß Eis in das Meer befördert. Der Sturz eines solchen Eiskolosses setzt das Meer auf 4 Meilen weit in Bewegung. — Auf diese Weise entstehen alle die vielen Eisberge, welche in der Nachbarschaft der Polarkreise so häufig und so vielgestaltig umherschwimmen. Viele ragen 200 Fuß über die Oberfläche des Wassers hervor — und sind also, da immer $\frac{4}{5}$ unter dem Wasser sich befinden, ungefähr 1000 Fuß dick. — Im Lande erreicht das Gletschereis aber oft eine Dicke von 2000 Fuß! —

Eine andre Bewandtniß hat es mit dem Treibeis. Dieses entsteht durch Gefrieren des Meerwassers an Küsten und in Meerengen und bildet oft weit ausgedehnte Eisfelder; bersten diese nun durch Stürme oder Wärme, so treiben die Trümmer davon auf dem Meere umher. — An der Westküste Grönlands entsteht kein Treibeis, weil das Meer daselbst nicht leicht so fest zufriert; dennoch wird diese Küste und noch dazu in ihrem südlichen Theil von diesem Eise oft lange Zeit so dicht blokirt, daß alle Passage gehemmt ist. Woher kommt denn aber dies Eis? Nun, aus den nördlich von Sibirien befindlichen Gewässern. Von dort nimmt eine Meeresströmung das Eis mit und führt es bei Island vorbei an die Ostküste Grönlands und von da weiter um die Südspitze herum an die Westküste, wo es oft einen Küstensaum von einigen Meilen Breite bildet; und so kommt alle Jahre solches Eis von Spitzbergen nach Grönland vom Februar an bis in den Sommer hinein, mehr oder weniger. Dadurch wird denn der Verkehr und Erwerb, wozu die Seefahrten das einzige Mittel sind, oft recht empfindlich unterbrochen. —

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Eskimo's in Labrador Familien-Andacht halten.

(s. das Titelbild)

Das Bild vor dem Titel zeigt euch das Innere eines Eskimo-Zeltes und in demselben eine zu gemeinschaftlicher Andacht versammelte Familie. Durch das zurückgeschlagene Zeltfell erblickt man ein Stück Labrador-Landschaft, von der Morgensonne bestrahlt, deren Schein auch dem Hausliturg hier drinnen schon die Thranlampe entbehrlich macht. — Was für ein Buch das ist, woraus er liest, will ich euch verrathen; der Titel desselben ist: Tuksiaratsit urlakut unnukullo, uvlunnut tamainut illingajut Wocheme. Da wißt ihr wohl so viel wie vorher; nur daß euch das letzte Wort etwas auf die Spur helfen kann. Nun, kurz gesagt, ist es eben ein kleines Gebetbuch für jeden Tag in der Woche; ein Büchlein, welches eigens zum häuslichen Gebrauch der Eskimo herausgegeben und von ihnen bisher schon viel zum Segen gebraucht worden ist. Zu ihren Andachten bedienen sich die bekehrten Eskimo's aber auch der Bibel und des Gesangbuchs, welches Beides in keiner Familie fehlt. — Auch im Winter, wo sie doch meistentheils an den öffentlichen Versammlungen auf den Missionsstationen Theil nehmen können, halten die meisten Familien noch ihre besonderen Morgen- und Abend-Segen. Dieselben werden aber hauptsächlich wahrgenommen in der Sommerzeit, in welcher die Eingebornen auf ihren Erwerbplätzen zur Jagd, sowie zum Fisch- und Seehundsfang oft weit von der Station und von einander entfernt leben. Das Bedürfniß sich im Glauben zu stärken und für ihr Seelenheil zu sorgen, wird ihnen dann bei ihren mit manchen Gefahren verbundenen Beschäftigungen besonders nahe gelegt. Sie wissen wohl, wie leicht

es geschehen kann, daß der Kajak umschlägt, das Eis, auf das sie sich wagen müssen, bersten kann, oder auch wohl ein Felsstück sich ablöst und sie zerschmettern kann, so daß sie bekennen müssen: „Du, Herr, allein, schaffest es, daß wir sicher bleiben!"

Wenn sie nun im Frühjahr ausziehen, so versehen sie sich sorgfältig mit den für den langen Aufenthalt in der Einöde nothwendigen Geräthschaften; Zeltfellen, Flinten, Kochgeschirren und mehr dergleichen; aber, nicht zu vergessen, was sie nie vergessen: vor Allem wird die Bibel, nebst andern Erbauungsbüchern mitgenommen; daraus nehmen sie täglich die ihnen unentbehrliche Nahrung für ihre Seelen. — Zunächst leitet der Haus-Vater, in dessen gelegentlicher Abwesenheit aber auch die Mutter, ja sogar das älteste Kind die gemeinsame Andacht.

Wie schön, nicht wahr? und wie segensreich, wenn es mit dem Herzen und im Glauben geschieht!

Siloh,

wovon ihr hier eine Abbildung seht, liegt in einem weiten schönen Thal. Das Gebirge, welches sich südlich von Siloh erhebt, heißt Amatola-Gebirge; der 5 Meilen davon entfernte 6800 Fuß hohe, hier im Hintergrunde angegebene Berg ist der Gaikas-Kop. An seinem Fuß entspringt der Kliplat, an welchem Siloh liegt. Die halbkugelförmigen Hütten sind Wohnungen der Eingebornen, denen aber auch einige jener europäisch gebauten Häuser gehören. Die eingehegten Plätze sind Vieh-Kraale.

Siloh wurde im Jahr 1828 im damals noch freien Lande der Kaffern, für die Tambukki's, einem Stamm derselben, angelegt. Durch die seitdem geschehene Er-



Ansicht von Siloh.

weiterung des englischen Gebiets, ist Siloh auch dem Capland einverleibt, und gehört zur Provinz Queenstown.

Nachrichten.

Australien. Aus dem Inneren ist wieder zu berichten, bis zum 11. Juni. Von Koperramana waren also unsre 3 Brüder vor den Schwarzen geflüchtet, am 21. März, und in Kilalpanina von den lutherischen Missionaren aufgenommen worden. — Seitdem waren immer wieder neue Gerüchte von Mordplänen der Schwarzen gegen alle Weißen aufgetaucht. — Der „stille Freitag" (19. April) war durch die übrigens erwünschte Ankunft von 9 tüchtig bewaffneten und gut berittenen Soldaten zu einem recht lauten geworden. — Die Schwarzen waren dadurch etwas eingeschüchtert. — Im Mai war man einer weitverzweigten Verschwörung der Schwarzen von Perigundi, von den Salzseen und von Dingadingena auf die Spur gekommen. Alle diese gelten für Menschenfresser. — Daraufhin hatten auch die Hermannsburger (lutherischen) Missionare beschlossen, nach der Colonie Bulkaltanina überzusiedeln, 4 deutsche Meilen weiter südlich von Koperramana. — Unsre Brüder zogen mit; man hatte sich nicht durch das Vorgeben der Schwarzen, daß die bedenklichen Gerüchte nur monkey gappa (Affengeschwätz) seien, zurückhalten lassen.

Die Beschwerden und Gefahren des Umzugs machten, daß sie fast eine Woche dazu brauchten. Zum Wunder vermißten sie nichts von ihrem Eigenthum, welches unsre Brüder zum Theil noch von Koperramana hatten holen müssen. — Seit dem 10. Mai

hatten dieselben nun in Bulkaltanina unter dem nothdürftigen Schutz einer Laubhütte, bei eingetretenem Regenwetter, gewohnt. Am 11. Juni hatte der von einer durch Anstrengung und Erkältung herbeigeführten heftigen Krankheit wieder hergestellte Br. Walder die für unsre Brüder in Manuwalkanina auf Kameelen angekommenen Sachen, die 10 Monate unterwegs gewesen und oft naß geworden waren, von letztgenannter Colonie geholt. Der Transport einer Tonne von der Küste aus kostete gegen 200 Rthlr.!

Auf Bitten der Brüder war ihnen von der Regirung auch für Koperramana Polizei versprochen worden, und damit Aussicht gegeben, ohne Gefahr dort wieder ihre Wohnung aufschlagen zu können. Sie hielten sich aber vor Allem an den Herrn, so daß sie einstimmen konnten in das Psalmwort: „Herr, auf Dich trauet meine Seele, unter dem Schatten Deiner Flügel habe ich Zuflucht, bis das Unglück vorbeigehe.“ —

Eine neue Station sehen wir in Süd-Australien auf der Halb-Insel York bei Kadina entstehen; Goodgooderra ist ihr Name. Hier hat der Herr die Arbeit des Br. Kühn so gesegnet, daß bis 90 Schwarze seinen Unterricht benutzen, und 10 Kinder täglich die Schule besuchen. Zur Sonntags-Versammlung kommt Groß und Klein gern, 10 derselben lesen schon in der Bibel und wiederum 2 unter diesen lassen sich Abends das Gelesene noch besonders erklären; diese 2 sollen bald zur h. Taufe vorbereitet werden. — Zur äußeren Begründung eines Missionswerks an diesem Ort dient es, daß die Regirung Land bewilligt und einen Beitrag zum Hausbau in Aussicht gestellt hat. —

Westindien. Auf der englischen Insel St. Kitts ist die Stadt Basseterre in der Nacht vom 3—4. Juli

durch eine schreckliche Feuersbrunst größtentheils zerstört worden. 46 Häuser von Mitgliedern der dortigen Brüder-Mission sind auch niedergebrannt und dadurch 180 Gemeinglieder obdachlos geworden. Auch die Missions-Kirche und-Gebäude waren in Gefahr, sind aber zum Wunder erhalten.

Süd-Afrika. In Engotini zeigten sich im Mai die Heuschrecken in nie gesehener Menge; der letzte Schwarm, welcher wie eine dicke Wolke 3 Stunden zu seinem Durchzug brauchte, hatte Haber und Gerste ganz abgefressen; die ganze Umgegend war an einem Tag kahl geworden!

Den Bewohnern des Caplandes überhaupt gereicht es zum Ruhme, daß von einem in Mamre, in der östlich gelegenen Provinz Victoria geschehenen Einbruch als einer für die Missionare seltenen Erfahrung berichtet wird. Der Dieb, ein übel berüchtigter Malaye wurde entdeckt, ehe er viel hatte nehmen können.

Vermischtes.

Die grönländischen Knaben wissen sich auf sehr einfache Weise das Vergnügen einer Rutschbahn zu verschaffen. — Am Strande holen sie sich ein dickes Stück Eis, legen sich mit dem Bauche darauf und rutschen auf dem mit Eis überzogenen Boden eines geeigneten Abhangs nach der See zu hinab; sobald sie an offnes Wasser kommen, gleiten sie schnell von dem Eisstück ab und lassen es in die See rutschen. — Die Missionare sehen aber dieses gefährliche Vergnügen nicht gern. —

Feier des Erntedankfestes in Clarkson in Südafrika: Unter unsrer Anleitung war von den Frauen und größeren Kindern unser Kirchlein mit Kränzen und Guirlanden und mit baumartigen Farrenkräutern, die in unserm Busche Stämme bis 10 Fuß Höhe haben und der Palme ähnlich sehen, geschmückt worden und sah gar lieblich aus. Nachmittags hielten wir im Schulgebäude das Liebesmahl, zu welchem 150 Billets zu 3 Schilling ausgetheilt wurden. Auch das Schulhaus war geschmückt und in der Mitte desselben ein Putz angebracht, in welchem alle Sorten der schönsten Feld- und Gartenfrüchte zu sehen waren. Das machte großes Aufsehen, und die Leute nannten es „de Valley" (das Thal), sehr bezeichnend für Süd-Afrika, wo auf den Höhen und Hügeln nichts wächst, sondern nur in den Thälern der Flüsse und Bäche.

In Wittewater, der seit 1859 bestehenden, 17 d. M. nördlich von der Capstadt gelegenen Station, war 1866 große Noth. Viele Familien fristeten ihr Leben 3—4 Monate nur dadurch, daß sie wilde Wurzeln, auch Knoblauch, sich zur Nahrung aus dem hart ausgedörrten Boden gruben. Ende September war dort das Getreide auf dem Felde vor großer Hitze zu Stroh verbrannt! —

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Das Brüdermissions=Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Preis für den Jahrgang praenumerando 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Nisky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. E. Wenk.
Ebersdorf	=	E. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	Th. Raillard.
Bremen	=	R. Meder, Ansgarii=Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	J. Christoph.
Zeist	=	Nicolai & Comp.
Bethlehem	=	G. W. Perkin.

Buchhandlung der Brüder=Unität in Gnadau bei C. H. Pemsel.

Nr. 6. November 1868.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Lichtenfels in Grönland.

Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 6. November 1868.

Anfang der Labrador-Mission.
(Fortsetzung.)

Die erste Niederlassung in Labrador nimmt ein trauriges Ende.

Die 4 ersten Brüder, welche sich entschlossen hatten, sich als Missionare in Labrador niederzulassen, hießen Golkowsky, Kunz, Post und Krumm. Außer ihnen machte Br. Erhardt als Ober-Kaufmann die Reise auf dem englischen Handelsschiff mit, weil er der grönländischen Sprache mächtig war, und so auch dem Capitän wie den Brüdern als Dolmetscher bei den Eskimo's dienen konnte. Die „Hope," welche wir bereits vor der Küste Labradors anlangen sahen, mußte noch 20 Tage im Nebel zwischen Treibeis und Felsen-Inseln unter vielen Beschwerden und Gefahren hin- und hersteuern, bis sie endlich in einen sichern Hafen einlaufen konnte. Denselben nannte man nach einem der 3 Brüder, welche das Schiff in

London ausgerüstet hatten, Nisbeth-Hafen. Das bewaldete Land mit Wiesengründen, das man hier zu nicht geringer Freude und Ueberraschung fand, bestimmte die Brüder um so mehr, im Vertrauen auf die Obhut des Herrn hier sich anzubauen; und bald war denn auch, mit Hülfe der Schiffsmannschaft, das Haus aufgerichtet. Die Niederlassung nannten sie Hoffenthal, weil sie hofften, es werde des Herrn Wille sein, daß sie hier bleiben und Ihm dienen könnten. Dieses erste Hoffenthal sollte aber nach dem Willen des Herrn keinen Beistand haben. — Hört denn, was weiter geschah:

Br. Erhardt war schon während jener langwierigen Küstenfahrt verschiedene Male zu Boot an's Land gegangen und hatte mit den ihm freundlich entgegenkommenden Eingebornen einen vortheilhaften Tauschhandel eröffnet, wobei er unter Anderm Wallfischbarten gegen einige Messer erhielt. Zur Fortsetzung dieses Handels verließ er am 5. September wieder Nisbeths-Hafen zu Schiffe, um nordwärts die Küste noch eine Zeit lang zu befahren. Es war der zehnte Tag, seitdem er sich von den Brüdern verabschiedet hatte, da erscheint das Schiff ganz unerwartet schon wieder auf der Höhe von Hoffenthal. Die Brüder fahren in ihrem Boote hin. Weder Br. Erhardt noch der Capitän sind zu sehen; auch der Schiffsschreiber und 4 Matrosen fehlen. „Wo sind denn diese geblieben?" fragen sie erschrocken. — „Gott weiß es" entgegnet Einer von der zurückgekehrten Mannschaft in schmerzlichem Tone und gibt weiter folgende Mittheilung: „Vor mehreren Tagen gingen der Capitän und der Ober-Kaufmann nach ihrer Gewohnheit wieder einmal in Begleitung an das Land, um mit den Eskimo's, welche bisher immer so freundlich entgegengekommen waren, Handel zu treiben. Wir sahen noch, wie sie wieder mit mehreren der Eingebornen zusammentrafen. Bald aber waren sie hinter einer hohen Felseninsel verschwunden; und seitdem haben

wir sie auch nicht wieder gesehen. Noch 2 Tage und 3 Nächte blieben wir daselbst vor Anker. Endlich mußten wir aber doch die Hoffnung aufgeben, daß sie wiederkehren würden. Ein Boot, um ihrem Verbleib nachzuforschen, hatten wir nicht; und so mußten wir endlich ohne sie uns auf den Rückweg begeben. Es ist sehr zu fürchten, daß sie arglistiger Weise von den Eskimo's aus Raubgier umgebracht werden!" Welche niederschlagende Kunde war dies für die lieben Brüder. Nun sollten diese auch das ihnen von dem Capitän überlassene Boot, ohne welches sie hier nicht zurückbleiben konnten, an das Schiff, wo es auch unentbehrlich war, zurückgeben; ferner erklärten die Schiffsleute, sie allein wären zu wenige, um das Schiff regiren zu können; und so blieb denn den Brüdern nichts anders übrig, als mit nach Europa zurückzukehren. Für den freilich sehr unwahrscheinlichen Fall, daß doch vielleicht die sieben Vermißten noch am Leben seien und sich nach dem Hause zurückfinden könnten, wurde der entbehrliche Mundvorrath daselbst gelassen. Mit schwerem Herzen verließen die Brüder den Platz und trafen Ende November 1752 in London ein.

Noch einmal befuhr die Hope, aber ohne die Brüder, im nächsten Jahr die Küste von Labrador; und dasselbe brachte denn auch die schmerzliche Nachricht mit, daß man die Leichen Einiger der Erschlagenen entdeckt und begraben, das Haus von Hoffenthal aber zerstört gefunden habe. In Folge dieses traurigen Ausgangs gab man für jetzt den Versuch zu einer Missions-Niederlassung in Labrador auf, nicht aber die Hoffnung ihn erneuern zu können. Es vergingen aber 12 Jahre, bis diese Hoffnung in Erfüllung ging.

Ein neuer Missionsversuch unter den Eskimo's.

Das Mißlingen des ersten Versuchs, den Eskimo's

in Labrador das Evangelium zu bringen, sowie das traurige Schicksal des sel. Erhardt war besonders einem Zimmermann, dem Br. Jens Haven in Herrnhut zu Herzen gegangen, und in ihm erst recht der Trieb rege geworden, seinerseits es auch einmal mit jenem Lande zu versuchen. Derselbe war von 1758—62 in Grönland thätig gewesen, konnte aber sein liebes Labrador nicht aus dem Gemüth lassen. Er suchte sich durch Landcharten und Bücher so viel möglich mit diesem Lande bekannt zu machen. Mit Erlaubniß der Brüdergemeine begab er sich im Frühjahr 1764 zunächst nach London; daselbst benutzte er eine Schiffsgelegenheit nach Neu-Fundland, um von hier aus eine Kundschafts-Reise an die Küste von Labrador zu unternehmen.

In St. Johns, dem Hauptort der Insel, arbeitete unser Bruder erst eine Zeit lang auf seinem Handwerk, bis er auf einem Handelsschiff nach der Küste von Labrador unter Segel gehen konnte. — Die Schiffsleute fürchteten sich sehr vor den als räuberisch und mordlustig verschrieenen Eskimo's; Jens Haven dagegen wünschte nichts sehnlicher, als mit denselben recht bald in Berührung zu kommen, und war nur froh, als ihm endlich erlaubt wurde, einmal ans Land zu gehen. Menschen fand er daselbst zwar nicht; aber doch Spuren von früherer Anwesenheit solcher, nehmlich Gräber mit den dabei niedergelegten Jagdgeräthen von Verstorbenen. Betrübt, seine Hoffnung vereitelt zu sehen, kam er nach Neu-Fundland zurück; und hier, wo er es gar nicht vermuthet hatte, bekam er Gelegenheit, die ersten Eskimo's zu erblicken.

„Der 4. September (1764) war,“ so berichtete Br. Haven, „der glückliche Tag, nach welchem ich mich so lange gesehnt hatte; an diesem Tag nehmlich war es, daß ein Eskimo in den Hafen kam. Schon wendete er sich wieder auf den Rückweg zu seinen in der Nähe wartenden Landsleuten, ehe ich noch zu ihm hatte gelangen können. Ich rief ihm auf Grönländisch

nach: „Komm, ich habe mit dir zu reden, ich bin dein sehr guter Freund; bringe mir deine Landsleute!" Und siehe da, ich fand Gehör bei ihm; er rief sogleich den andern Eskimo's zu: „Unser Freund ist gekommen!" und kam mit ihnen auf mich zu. — Ich ging ihnen in meinen Seehundskleidern entgegen und redete sie also an: „Lange habe ich begehrt, euch zu sehen, und ich werde mich sehr freuen, wenn ich euch wohl und gesund antreffe." „Du bist wirklich unser Landsmann" riefen sie nun vereint; komm zu unsern Weibern und Kindern auf die Insel." Da sah ich nun Gelegenheit, an diesen Leuten etwas für den Heiland thun zu können, und diese Hoffnung benahm mir alle Furcht. Ich bat aber den Heiland um Seinen Schutz, und so folgte ich der Einladung. Diejenigen, welche mich hingerudert hatten, überließen mich meinem Schicksal und blieben im Boot. Augenblicklich sah ich mich von Eingebornen umringt; ein Jeder wollte mir seine Familie zeigen. Wir verkehrten aufs Freundlichste mit einander. Den Knaben gab ich Fischhaken, den Frauen Nähnadeln. Dann sprach ich zu Allen von ihrem Erlöser; sie hörten aufmerksam und still zu; als ich aber sagte, daß auch ihre Sünde und Schuld den Heiland in Leiden und Tod gebracht hätten, erschraken sie, und glaubten, ich beschuldige sie einer Mordthat; bis ich ihnen erklärte, daß der Heiland freiwillig aus Liebe zu ihnen gestorben sei, weil sie nicht anders von der Macht und Strafe der Sünde hätten befreit werden können. Sie kamen auch einmal auf meine Einladung zu mir herüber, und bewiesen mir viel Liebe. Auf ihre Frage, ob ich nicht das andre Jahr wiederkommen werde, antwortete ich: „Ja, wenn ihr mich nicht auch, wie meine Landsleute umbringen wollt." — Da schlugen sie erschrocken die Augen nieder und versicherten, sie wollten solches nicht mehr thun. — Beim Abschied nahm mich der Angekok (Hexenmeister) Seguliak in sein Zelt, umarmte und küßte mich mit den Worten: „Hier sind wir furchtsam; aber wenn

du zu uns kommst, wollen wir ohne Furcht mit einander umgehen.“ Einer sang mit Begleitung einer Trommel, tanzend, beständig die Worte: „Unser Freund ist gekommen; das freut uns sehr!“ Ich sollte darauf antworten, sang aber statt dessen auf Grönländisch den Vers: Herr Zebaoth, Du wahrer Gott der Creatur, Gott Schöpfer der Natur, Gott, der die ganze Welt erhält, und was verdarb, mit Blut erwarb und heil'gen muß; wir fallen Dir zu Fuß! — Darauf riefen sie: „Wir geben dir den Preis!“ und zogen dann Alle ab.“ —

Jens Haven, der dies mittheilt, beschloß für dieses Jahr seine Arbeit an den Seelen der Eskimo's und kehrte auf einem englischen Kriegsschiff im Herbst nach Europa zurück.

Eine neue Kundschaftsreise nach Labrador ließ die Brüdergemeine im nächsten Jahre, 1765, ausführen. Unsern Bruder Jens Haven begleiteten 2 andere Brüder, so wie der früher in Grönland angestellt gewesene dänische Missionar Drachart. Das nächste Ziel war wieder Neu-Fundland. Von hier setzte Haven die Kundschaftsreise auf einem Schooner nach Norden fort, während Drachart im Hafen zurückblieb. Hier fanden sich bald Hunderte von Eskimo's ein, Drachart nahm den Ersten bei der Hand und sagte: „Ikinguligaugut, d. i. wir sind Freunde. Ikingutigenpogut, d. i. wir sind auch deine Freunde, war die wiederholte Antwort; und so führten die erfreuten Eingebornen den Missionar von Zelt zu Zelt bis auf einen Rasenplatz, wo sie sich um ihn her lagerten, um ihn zu hören: „Ich habe Worte an euch“ so begann Drachart; „ich komme von den Karalit im Osten (Grönland). Dieselben wünschen, daß ihr den Schöpfer aller Dinge, euern Heiland, kennen möchtet.“ So lange hörten sie still zu. Als aber Drachart ihnen vom Verderben aller Menschen sagte, entgegneten sie: „Ja, die Kablunät (Ausländer) sind bös, aber

wir Karalit sind gut!" „Habt ihr nie böse Gedanken?" fragte Drachart. Antwort: „Nein." „Wenn ihr aber denkt, wir wollen die Kablunät todtschlagen und ihre Sachen nehmen, sind das nicht böse Gedanken?" Das mußten sie zugeben. „Wollt ihr" fuhr der Missionar fort, „nicht von euern bösen Gedanken, Worten und Werken erlöst werden?" „Wir wissen es nicht, erwiederten sie. Dagegen, wenn ihnen die Hauptwahrheiten wiederholt wurden und sie dessen müde waren, behaupteten sie: „Wir wissen nun schon Alles" oder „wir glauben es" oder aber: „wir verstehen es nicht; unsre Ohren taugen nicht dazu," und liefen weg. Drachart aber ging ihnen unermüdet nach und rief sie immer wieder zusammen.

Als Jens Haven von seiner vergeblichen Erforschungsfahrt wieder kam, freuten sie sich höchlich, und erzählten ihm Manches wieder von dem, was sie das Jahr zuvor von ihm gehört hatten. Die Liebe ihrer Lehrer erweckte sie zur Gegenliebe, verleitete sie aber auch manchmal zur Dreistigkeit. Einmal durchsuchten sie Draharts Taschen und nahmen, was ihnen gefiel; seinen Hut ergriffen sie auch, und liefen damit weg, gaben aber auf Zureden auch bald Alles wieder bis auf ein Messer, welches sie zum Andenken behalten wollten. Einer, welcher heimlich etwas entwendet hatte, kam, sobald die alten Männer in den Haufen hinein nach dem Thäter fragten, ohne Scheu und sagte zu Drachart: „Da ist es, du brauchst es wohl selbst."

Als die Brüder versprachen, im nächsten Jahr wieder zu kommen, riefen die Eskimo's wie aus einem Munde: „Ja, kommt nur, und baut bei uns, wir wollen euch helfen. Ihr sollt uns lesen und schreiben lehren. Wir wollen unsre Flinten und Harpunen nicht gegen einander brauchen, sondern nur gegen Rennthiere und Seehunde." — Bei einem heftigen Regen und Sturm bargen sich die Brüder in einer gestrandeten Schaluppe. Der Angekok Seguliak aber

watete durchs Wasser und trug Einen nach dem Andern in sein Zelt, gab seiner Frau ihre nassen Kleider zum Trocknen und bereitete ihnen ein Lager von Fellen. In der Nacht gerieth dieser Angekok in Verzückung, unter den fürchterlichsten Geberden und schrecklichem Geschrei. „Nun ist mein Torngak (Geist) da," rief er beständig. — Die erschrockenen Missionare suchte er zu beruhigen, indem er sie küßte, und verlangte, sie möchten doch ihn wieder küssen, das würde ihm Linderung geben. Nachdem er noch gesungen, sangen die Brüder ihrerseits grönländische Verse, welche die Anwesenden andächtig wiederholten.

Am Morgen nach dieser unruhvollen Nacht vergalten die Brüder die genossene Gastfreundschaft mit einem Geschenk an Glasperlen, Fischhaken und Nähnadeln. Beim Abschied machte Seguliak es ihnen sehr wichtig, daß sie die ersten Kablunät seien, die bei ihnen geschlafen hätten. „Ihr seid aber" so schloß er, „eigentlich Innuit, unsre Freunde; wir kennen uns!"

Am 21. September verabschiedeten sich die Missionare von ihren lieben Eskimos mit den Worten: „Nun sehen wir euch dieses Jahr gewiß nicht wieder; gedenket aber an euern Schöpfer und Erlöser! Der Heiland sei euch gnädig und segne euch! Amen!"

Reise eines Missionars in Südafrika.

(Fortsetzung.)

„Schon auf der Höhe des Karredooberges waren wir für die Beschwerden des Hinauf-Klimmens durch eine weite herrliche Aussicht entschädigt worden; weit mehr erquickt wurden wir aber für die Aengste des gefahrvolleren Hinunter-Gelangens durch die liebliche Ansicht des ersehnten, nun nahen, ersten Zieles unsrer Reise. Da lag vor uns, am Eingang einer malerischen Wald-Gebirgsschlucht das liebe

Clarkson mit seiner netten Kirche und seinen hübschen weißen Häusern. Und wie wurden unsre Herzen erst erhoben, als wir, bei der Kirche angelangt; von der versammelten Gemeine mit dem Gesang des Verses: Nun danket Alle Gott, empfangen wurden. Freudig stimmten wir mit ein in den Preis des Herrn, der uns in den 25 Tagen unsrer Reise so gnädig geleitet hatte. Wir nahmen nun hier in Clarkson für 10 Tage unsern Aufenthalt.

Clarkson,

welches ihr hier abgebildet seht, liegt 70—80 d. M. östlich von der Capstadt in der Tsitsikama. So heißt ein zwischen dem 5000′ hohen Karredoo-Gebirge und der nahen Küste des indischen Oceans, in einer Breite von 1½ d. M. und einer Länge von 3—4 d. M. sich hinziehender, fruchtbarer Landstrich, welcher von einem ihn bewässernden Flusse den Namen bekommen hat. Gegründet wurde dieser Missionsplatz im Jahr 1839 auf den Wunsch der englischen Regierung und auf Betrieb und mit dem Beistand des Sir Ge. Napier, für die Ueberreste der Fingus, eines, früher mächtigen, aber durch Bürgerkriege fast gänzlich aufgeriebenen Kaffernstammes. Später wurden auch befreite Negersclaven aus dem Norden der Gemeine hinzugethan. (Ende 1866 zählte Clarkson, außer den im Laufe der Zeit hinzugekommnen 3 Außenstationen, 250 Fingus und 234 Freischwarze, als Mitglieder der Gemeine) — Unter den hiesigen Gläubigen gibt es manche liebe Leute, welche dankbar sind dafür, daß sie an das Licht des Evangeliums gekommen sind. Ueberhaupt kann man sich über das geistliche Leben unter den Fingus freuen. Eine lebendige Liebe znm Heiland und unter einander waltet hier. Auch aus der Umgegend kommen sie, manche 3 Stunden weit, des Sonntags zur Predigt.

Die Kirche mit den übrigen Missionsgebäuden liegt dem Koksbosch, jener obenerwähnten Gebirgs-



Clarkson.

schlucht am nächsten; von da abwärts zieht sich eine Straße, auf deren einer Seite damals 25 Wohnungen der Fingus, auf der andern ebenso viele der Freischwarzen standen; die Meisten derselben sind ächte Kaffernhütten; einige aber bestehen doch in netten aus Backsteinen errichteten, mit Stroh gedeckten Häusern! — Nun wollen wir auch einen Blick in die Haus- und Landwirthschaft der dortigen Leute thun:

Die Bereitung des Brotes, meistens das Geschäft der Frauen, geschieht auf folgende Weise: Auf einen flach ausgehöhlten Stein wird Kaffer- oder Welsch-Korn gethan, und auf demselben ein anderer, eiförmiger Stein herumgerollt. Nach einer Arbeit von einigen Stunden bildet sich nun von dem zuvor naßgemachten Korn ein Brei, welcher dann in einem Topf über dem Feuer geröstet wird; und das bedeutet dann Brot! Zur täglichen Mahlzeit wird nur einmal, und zwar des Abends, gekocht; was davon übrig bleibt, wird am Morgen verzehrt. — Der Genuß von Kaffee und Thee ist auch schon bis hieher durchgedrungen. Am meisten aber lieben sie den Zucker, den sie ganz eigentlich mit Löffeln essen, selbst bei der Feldarbeit. Er soll ihnen Milch und Fett ersetzen. Wohlhabende kaufen daher immer gleich einen ganzen Sack auf einmal. Fleisch zu essen, kommt ihnen dagegen wie eine Verschwendung vor. — In den Gärten, welche von den Frauen sehr sorgfältig durch Gäten rein gehalten werden, ziehen sie außer dem erwähnten Korn auch Bohnen, Kürbisse und Zoetstronk (Süßstrunk) eine einheimisches Zuckerrohr, dessen fingerdicke Stengel von Kindern und Erwachsenen viel gekaut werden. — Außer der gewöhnlichen Schaf- und Rindvieh-Zucht wird auch bereits Ackerbau getrieben. Von Forstwirthschaft ist dort nur im übeln Sinne die Rede, da die Leute in dem an den mannichfaltigsten Holzarten überreichen Urwald beliebig und rücksichtslos wirthschaften. Sie brauchen ja nur zu wählen zwischen Eisenholz, Olivenholz, Gelbholz (eine Taxus-

Art, an Höhe und Stärke den Eichen gleich kommend) Mimosen, wilden Feigen u. a. m. Zum Verbrennen sind ihnen die schönsten Bäume gut genug. Ist ein Baum aber für das Behauen unbequem gefallen, so überläßt man ihn seinem Schicksal und fällt einen zweiten, allenfalls noch einen dritten, vierten &c. und macht sich an den, welcher am bequemsten liegt. Daher kommt es, daß so viele schöne Bäume da liegen und verfaulen! Die Bäume, welche Gnade gefunden haben und soweit, als der jedesmalige Gebrauch erfordert, bearbeitet sind, werden dann mit Ochsen aus dem Walde geschafft. Dabei geschieht es nicht selten, daß ein solches Thier mit seinen langen, weit abstehenden Hörnern an den Bäumen des dichten Waldes hangen bleibt und dieselben, indem er von dem andern durch ein Joch mit ihm verbundnen Ochsen weiter gezogen wird, durch Abbrechen verliert. Manchmal heilen die abgebrochnen Hörner zwar wieder an, aber doch immer nur so, daß sie dann nach unten stehen, eine Unzierde, welche den Besitzer nicht wenig stört; denn die Leute dort geben bei ihren Ochsen gar viel auf schön ausgeschweifte Hörner, so wie auch auf Gleichheit in Größe und Farbe der Thiere.

Nun, nur noch etwas von unserm Besuch in Snyklip, einer der 3 Außenstationen, wo 90—100 Fingus wohnen. Hier kamen wir zu dem wöchentlichen Gottesdienst zurecht. Auf das mit Schlagen an ein altes, eisernes Wagenrad gegebene Zeichen fanden sich gegen 50 auf die verschiedenste Art bekleidete Personen ein; viele nach ihrer alten heidnischen Volkssitte, die Männer mit einer wollenen Decke, die Frauen mit einem Tuch oder nur einem Fell um die Hüften. Alle diese aber hörten aufmerksam zu. — Nach dem Gottesdienste kamen Große und Kleine, um den sie besuchenden umfundisi (Lehrer) zu grüßen und ihm die Hand zu reichen. —

Die Weiterreise von Clarkson traten wir am 24. September an: Am nächsten Ausspannplatz wurden wir durch eine besondere gnädige Bewahrung an das nahe Engelfest erinnert und zum Dank für den Schutz dieser dienstbaren Geister aufgefordert: Unsere Kinder nehmlich sprangen arglos und vergnügt bei dem Wagen umher und suchten Blumen; da plötzlich erblickten wir an einer Stelle, die sie so eben verlassen hatten, eine 5′ lange, unter dem Namen der gelben Kapella (Vipera Haje) hier bekannte Schlange der gefährlichsten Art; dieselbe hatte bereits ihren Kopf und oberen Theil zum Angriff erhoben und den Hals wie eine Brillenschlange aufgebläht; in diesem Augenblick der höchsten Gefahr traf sie rechtzeitig ein wohlgeführter Schlag und tödtete sie. — Ich selbst hatte beim Botanisiren schon 2mal unversehens auf verdächtige Schlangen getreten!

Während des Frühstücks setzte sich ein alter Kaffer zu uns, welcher unser Mitleid zu erregen suchte, indem er, immer auf seine abgemagerten Beine zeigend, auf holländisch sagte: Baas gedaan (der Herr hat es gethan). Er gerieth vor Freude außer sich, als wir ihm Kaffee und Brot reichten, küßte einem nach dem andern die Hände, und ehe wir es uns versahen, auch die Füße. —

Unser nächstes Ziel war nun **Enon**. Vorher aber kamen wir noch nach Uitenhagen, einer Stadt, die hier zu Lande schon als eine bedeutende anzusehen ist. — Sie hat ganz das Ansehen einer kleinen europäischen Stadt, Häuser mit Ziegeldächern, eine Kirche mit Thurm, dem auch die Uhr nicht fehlt. — Wir hielten uns hier nicht auf, sahen wir doch auch unser liebes Enon schon vor uns. — Aber ach, **sobald** kamen wir nicht hin; der Sonntagsfluß, der uns davon trennte, war so angeschwollen, daß wir heute wenigstens nicht übersetzen konnten, sondern noch diesseits ein Nachtlager aufschlagen mußten. — Am nächsten Morgen erschienen am jenseitigen Ufer zwei Brüder

aus Enon mit einigen Hottentotten. Letztere kamen nun zu uns herübergeschwommen, indem sie ihre wenigen Kleider sich auf den Kopf banden; sie brachten 6 Ochsen als Vorspann mit, so daß wir nun 20 vor unserm Wagen hatten. Diese große Zahl von Zugthieren konnte aber doch nichts helfen gegen die Gefahr, in die wir bei dem Durchfahren des Flusses geriethen, indem die 2 Männer, die im Wasser standen, genug zu thun hatten, um die Ochsen zu halten, damit sie nicht fortgerissen wurden. — Voll Lob und Dank für die Durchhülfe des Herrn kamen wir denn auch glücklich noch im Laufe des 7. October in

Enon

an. — Von dem dunkeln Hintergrund einer mit reichem Hochwald begrenzten Schlucht der Zuur (Sühr) Berge gehoben, leuchtet schon von weitem das weiße Kirchen- und Schulgebäude gar freundlich in das Land. Hinter diesem stehen verschiedene andere zur Mission gehörige Gebäulichkeiten, Wohnhaus, Schmiede, Wagenmacherei, Wagenhaus, Ochsenmühle, Küche; alle in einer Reihe. Längs derselben; läuft ein Laubengang von Wein und eine Allee von Apfelsinenbäumen hin. Die Häuser der Gemeine ziehen sich von da in 2 parallelen regelmäßigen Straßen hin; sie sind meistens ärmlich, und in ihrer Lehmfarbe unscheinbar; aber vor jedem sieht man Weinstöcke, die manchmal eine hübsche Veranda bilden; auch an Feigenbäumen fehlt es nicht. Welches von einer gewissen Zeit des Volkes Israel gesagte Wort gilt daher auch hier einigermaßen von den hiesigen Hottentotten? Wenn es euch nicht einfallen will, so leset 1 Kön. 4, 25. nach. — Für den nunmehrigen Genuß des dort geschilderten Glückes muß aber die Gemeine zu Enon dem Herrn ganz besonders zu Dank sich verpflichtet fühlen, wenn sie an die schrecklichen, zu wiederholten Malen in früheren Jahren über sie gekommenen Kriegsdrangsale denkt. — Hört davon Einiges:

Schon im zweiten Jahr ihres Bestehens wurde die Station durch die in die Colonie eingefallenen Kaffern bedrängt und geschädigt. Alles Vieh, darunter 500 Stück Rinder wurden geraubt; neun Familien-Väter wurden grausam hingeschlachtet. Nur durch ein Wunder göttlicher Gnade entkamen die Uebrigen mit den Missionsgeschwistern unversehrt nach Uitenhagen; Frauen und Kinder mußten durch den damals gerade sehr angeschwollnen Sonntagsfluß getragen werden. Die verlassnen Wohnungen gingen in Rauch auf. — Das geschah 1819. In demselben Jahr noch wurde Frieden. Die Gemeine sammelte sich wieder und wuchs bald bis auf 400 Seelen. Aber im Jahr 1846 vertrieb der Ausbruch eines neuen Kaffernkriegs die Bewohner wiederum, zunächst in das nähere, schwer zugängliche Waldgebirge, und dann nach Uitenhagen. Nach Monaten konnten sie zwar in die stehen gebliebenen Wohnungen zurückkehren; aber der Verlust an Vieh war wieder groß. — Nur 4 Jahre der Erquickung waren diesmal der hartgeprüften Gemeine vergönnt: — Am 3. Februar 1851 kamen die Kaffern schon wieder, raubten 116 Stück Vieh und mordeten 3 Hottentotten, und erst nach 2 Jahren konnte sich die, diesmal nach Clarkson geflüchtete Gemeine wieder ganz sammeln. — Seitdem hat Enon vor boshaften Menschen Ruhe gehabt; nicht aber ganz vor bösartigen und schädlichen Thieren. Von Anfang an hatte man in Enon zu leiden von Elephanten, welche die Gärten verwüsteten, von Löwen, Hyänen, Tiegern (eigentlich Panthern) und wilden Hunden, welche Schafe, Kälber und Kühe raubten und zerrissen; und vor dergleichen ist man dort auch jetzt noch nicht ganz sicher, und so hat denn mit diesen wilden Thieren der nie unterbrochne Krieg noch nicht aufgehört. — Es fehlt aber auch nicht an Wild, dem nur um des guten Bratens willen, den es liefert, nachgestellt wird. Wie das Wildschwein und besonders die Antilope, die in verschiedenen Gattungen, namentlich als

Buschbock und Blaubock, hier erscheint. — Da sind denn schon mancherlei Jagd-Abenteuer vorgekommen, von denen ich euch das nächstemal einige mitzutheilen gedenke.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenfels

liegt an der Westküste Grönlands, unter dem 63. Grad n. Br. und zwischen dem 50. und 51. Gr. w. L., achtzehn Meilen südlich von Neuherrnhut auf einer großen Insel in der Fischer-Fjorde, in deren Hintergrund sich der 3000′ hohe Iliveralik erhebt, dessen schneebedeckte Gipfel euch auf dem Titelbilde entgegenleuchten. Die Insel selbst ist voll einzelner Felskuppen, deren höchste sich bis zu 600′ erhebt. Ferner gibt es viele enge Felsenthäler; in dem weiteren derselben sind, ohnweit Lichtenfels, zwei Teiche, welche den Ort mit Wasser versorgen. — Das große Haus mit dem Thürmchen enthält den Saal und die Wohnungen der Missionsgeschwister; dahinter haben dieselben ihren Garten. Das kleinere Haus hat unter dem hohen Dach Schulstube und Werkstätte. Diese Gebäude sind auf einer schmalen Landzunge angelegt; hier allein ist das Land flach und niedrig; aber freilich auch sumpfig, und die Lage daher leider ungesund. — Die Wohnungen der Grönländer liegen alle am Abhange einer Felskuppe; sie nehmen sich aber in der Wirklichkeit nicht so nett aus, als sie der Abbildung nach scheinen, so wenig, wie die sich bis nahe an das Ufer der Fjorde hinziehenden Zelte, die den Eingebornen als Sommerwohnungen dienen. Der Gottesacker, welcher aber auf dem Bilde nicht zu sehen ist, liegt auf einer felsigen Anhöhe, daher auch die Gräber nicht eigentlich in sondern auf der Erde sind. Es ruhen daselbst auch schon verschiedene Missionare, mitten unter ihren grönländischen heimgegangnen Geschwistern.

— Die Felsenspitze rechts ist „die Steinwarte“ oder „der Schiffszeiger.“ — Im Vordergrund sieht man in einem von 2 Grönländerinnen geruderten Weiberboot zwei Brüder abfahren, welche vielleicht auf Kangigdlermiut, Sachsemiuth oder einem der andern Außenplätze die dort wohnenden Grönländer besuchen wollen.

Der Missionsplatz Lichtenfels wurde 1758 angelegt, von Br. Matthäus Stach und den Gebrüdern Peter und Jens Haven. Den Stamm der neuen Gemeine bildeten vier grönländische Familien, welche von Neuherrnhut mit dahin genommen worden waren. Diese letztere Gemeine war nehmlich im Lauf von 20 Jahren bis auf 400 Mitglieder angewachsen; eine solche Zahl konnte sich aber an dem einen Platze nicht nähren, und da auch zugleich die südlicher wohnenden Grönländer schon immer den Wunsch ausgesprochen hatten, einen Missionar bei sich zu haben, so gab dies Veranlassung zur Anlegung von Lichtenfels. Dabei ging es folgendermaßen zu:

Die erste Arbeit der genannten Brüder war, ein kleines Haus von Steinen und Rasen nach grönländischer Weise aufzumauern. Damit ging es nun sehr langsam, weil die Grönländer selbst für sich bauen mußten und daher den Brüdern nicht helfen konnten. Die Steine mußten herbei gewälzt, die Erde in Säcken herzugetragen und der Rasen von andern Orten zu Wasser herbeigeholt werden! Die Mauer war nun endlich fertig, aber wie sollten sie das Dach herstellen, da sie keine Balken hatten. Als sie in Verlegenheit darüber so dastanden, sahen sie plötzlich am nahen Strande zwei angeschwemmte passende Stücke Holz von der gehörigen Stärke. So schaffte der Herr ihnen auch im Kleinen Rath, das doch für sie ebendamals von Wichtigkeit war. — Das so hergestellte, niedrige Dach wurde nun mit Rasen gedeckt, über welche Zeltfelle gebreitet wurden, um das Durchtropfen des Regens zu verhüten; auch die innern Wände wurden

damit bekleidet. Am 16. September 1758 konnten sie einziehen; das war aber auch die höchste Zeit; denn gleich darauf brach der Winter mit Sturm, Regen und Schneegestöber ein. — Den Namen „Lichtenfels“ gaben sie ihrer neuen Niederlassung im Gedanken an Jes. 60, 1: „Mache dich auf, werde Licht“ ꝛc. und im Blick auf die starrenden Felsen umher.

Bald fanden sich auch Heiden aus der Umgegend herzu, um zu sehen und zu hören, aber nicht, um auch schon zu bleiben. — Auch hier war der Anfang für die Missionsarbeit schwer und mit Glaubensprüfungen verbunden. — Erst am 6. Januar 1760 hatte Br. Stach die Freude, die Erstlings-Familie taufen zu können. — Von diesem Zeitpunkt aber vermehrte sich die Gemeine schnell. — Der Herr fuhr fort, den Dienst Seiner verschiednen Diener dort zu segnen, und am Schluß des Jahres 1860 belief sich die Zahl der Mitglieder dortiger Gemeine auf 226. — Die letzten

Nachrichten

von diesem, ebenbeschriebnen Missionsplatz in Grönland sind vom 31. März d. J.: Die Kälte im Februar war selten unter — 15 Grad R., öfters — 22 Grad, bei viel Sturm und Schnee. Der Seehundsfang war seit dem Herbst gering gewesen; Fische gab es allerdings, aber diese ersetzen den Grönländern nicht das Seehundsfleisch. — Die Aermsten wurden von den Missionaren mit getrockneten Häringen unterstützt. — Die Versammlungen und Schulen hatten ihren ungestörten, gesegneten Fortgang. —

In Lichtenau waren am 21. März bereits 6 Bootsgesellschaften angekommen, um das Osterfest mitzufeiern. — Im December v. J. hatte daselbst ein größerer Knabe auf der Landjagd das Leben verloren. Er war mit einem Gefährten ausgegangen, um Schneehühner in Schlingen zu fangen; ein heftiges Stöber-

wetter hatte sie überfallen, und der andere Knabe war Abends allein heimgekehrt. Vier Tage später fand man den Leichnam des Zurückgebliebenen, der von seinem Begleiter abgekommen war, im Schnee. — In Igdlorpait wurden Versammlungen und Schulen fleißig besucht. Viele standen oft schon vor der noch geschlossenen Saalthüre und warteten auf Einlaß. — Voll Dank und Freude ist man dort über die Orgel aus dem Pädagogium in Niskty. — An gutem Versammlungs- und Schulbesuch fehlte es auch in Friedrichsthal nicht. Der Winter war reich an Stürmen und in Folge dessen arm an Erwerb auf der See gewesen. Mit dem Frühjahr fanden sich daher manche, die Unterstützung bekommen mußten, welche meistens aus Grütze bestand. — Einige Jünglinge erhielten an mehreren Abenden in der Woche, um zu Gehülfen im Missionsdienst herangebildet zu werden, Unterricht.

Australien. In Kopperamana halten die Brüder fleißig Schule: Die 12 Schüler können bis 50 zählen, haben mit Sylbenlesen einen Anfang gemacht und wissen die 2 ersten Zeilen eines Verses auswendig. Einige lesen aber schon kurze Worte, und sagen den Vers Dearest Jesus (Liebster Jesu, komm zu mir ꝛc.) ohne Anstoß auf; denselben singen sie auch: So erschallt doch nun auch im Innern Australiens, aus dem Munde der Kinder zunächst, unter den so tief gesunkenen Papus das Lob unsers Herrn und Heilandes! — An den biblischen Bildern haben die Kinder immer mehr Freude; auf 12 derselben können sie die Namen der dargestellten Personen nennen. — Ein Erwachsener nimmt auch Theil, ist aber so unfähig, daß er noch nicht 3 Buchstaben weiß und noch nicht bis 10 zählen kann: Zum Dank für die Mühe suchte er einmal, den Brüdern Hemden zu stehlen. Allen den Schülern ist aber das Wichtigste das Essen, das die Brüder ihnen zu bereiten sich nicht verdrießen lassen. — Nicht wahr? ein solches Schulehalten ist nicht leicht! — Die fortdau-

ernde Hitze im Februar und März machte den Brüdern auch recht viel Noth; in der Regel war es -|- 30 Grad im Schatten; -|- 45 Grad in der Sonne! —

An giftigen Schlangen fehlt es auch nicht. Eine solche entdeckte einmal Br. Walder am Boden, als er eben, ohne Fußbekleidung da saß und schrieb; sie war 6′ lang; auch außer der Hütte kroch einmal eine solche herum; beide wurden glücklich getödtet. — Bis zum 2. Mai hatte in Folge der langen Trockenheit der See sehr abgenommen; das Wasser darin war so schlecht, daß auch die Fische darin zu sterben anfingen; die noch lebenden waren zum Theil von Pelikanen jämmerlich zerbissen; die Schwarzen aber aßen sich in ihrer Unmäßigkeit krank daran. Die Schüler waren da auch sehr eifrig mit dem leichten Fischfang beschäftigt. — In Ebenezer wohnen bereits 90 Schwarze; es ist da eine große Thätigkeit im Bauen von Häusern, deren 7 schon stehen. Es waren wieder 3 Eingeborne getauft worden; sie erschienen in weißen Tüchern. Solche sind zunächst für die Abendmahlsgenossinnen als sehr dankenswerthes Geschenk vor Kurzem eingegangen. — Die Kirche war meistens gefüllt.

In Ramahyuk gedeiht die Mission lieblich. — Acht verheirathete Paare wohnen in netten Häusern. Bei einer Trauung waren 40—50 Schwarze zugegen. Nach derselben wurden Speisen in die Häuser vertheilt; die Neuverheiratheten erhielten eine doppelte Portion. Jeden Morgen und Abend versammeln sich die Schwarzen in der Kirche zur Anhörung des Lesens aus der Schrift, zu Gesang und Gebet. Vor- und Nachmittags haben Knaben und Mädchen Schule.

Südafrika. Bei Baziya war im Februar ein Tambukki von einem Fingu mörderisch angefallen und beinah getödtet worden. — In Folge dessen hatten sich in wenigen Stunden 200 Krieger, vom Stamme des Angefallenen, zu Pferd und zu Fuß versammelt zum Angriff auf den feindlichen Kraal; auch Bewohner der Missionsstation waren darunter. Auf die

Nachricht von einem drohenden Kampf ritt Br. Brauer an Ort und Stelle, ermahnte seine Leute sich ruhig zu verhalten und jetzt zu beweisen, daß sie Gottes Wort nicht nur gehört hätten, sondern auch danach thun und Friede halten wollten. „Ich, als euer Lehrer“ rief er zum Schluß mit fester Stimme, „verbiete euch zu kämpfen!“ Die Worte machten Eindruck; die Krieger versprachen zu gehorchen und lagerten sich um den Missionar her. — Daraufhin wurden auch die übrigen Tambukkis von ihren Häuptlingen mit großer Mühe bewogen, wieder abzuziehen. Der Oberhäuptling Ngangelizwe ließ später dem Missionar danken, daß er den Kampf verhindert habe.

Suriname. In Annaszorg kommen jetzt etwa 160 Negerkinder täglich zweimal zur Schule, wo sie durch 2 Eingeborne in der Religion, Lesen, Schreiben, Geographie und der holländischen Sprache unterrichtet werden. Die sonntäglichen Gottesdienste, zu denen Viele 3 Stunden weit herkommen, sind gut besucht.

Westindien. St. Thomas: „Nun, das Erdbeben hat dort nun wohl endlich ganz aufgehört?“ werdet ihr fragen. „Leider immer noch nicht ganz!“ muß ich euch antworten. Bis zum 25. Juni d. J. hatte es jede Woche mehrere Male leichte, und Anfang Juni noch so starke Stöße gegeben, daß die Leute vor Angst aus den Häusern liefen! — Andrerseits war eine beständige Noth durch anhaltende Trockenheit herbeigeführt worden; das Land war wie ausgebrannt. Fast alle Cisternen waren leer; der Eimer Regenwasser kostete 2—4 Cents (1 oder 2 Sgr.) ein Wassermangel, wie er seit Jahren nicht da war! — Bittet auch ihr für die so schwer Heimgesuchten!

Vermischtes.

Eine grönländische Winterschule. Zu derselben versammeln sich die Schulknaben Morgens 9

Uhr im ungeheizten Schullokal, auch bei recht empfindlicher Kälte; sie kommen aus ihren kalten Wohnungen, und haben nichts Warmes im Magen, da in der Regel bei den Grönländern nur Abends gekocht wird. Oft sind ihre Stiefeln von Seehundsfell noch nicht wieder trocken geworden; daher bekommen dann auch Viele erfrorne Füße. — Trotz alle dem gehen sie auch unter solchen Umständen im Ganzen gern und fleißig in die Schule.

Das Trauern der Papus bei einem Todesfall besteht darin, daß fürs Erste ein eigenthümliches eingeübtes Geheul angestimmt wird, mehrere Abende hinter einander. Die Anverwandten des Verstorbenen beschmieren sich den ganzen Leib mit Kalk. Der Name des Verstorbenen wird nie mehr ausgesprochen. — In einigen Gegenden schneiden sich die Schwarzen auch Wunden zum Zeichen der Trauer.

Die Straßen auf Corn Island an der Moskitoküste sind aus Mangel an Fürsorge oft in einem eigenthümlich schlechten Zustand. Das Gebüsch wächst oft so hoch darauf, daß es einem Manne zu Pferde über den Kopf geht, und dabei ist es so dicht, daß man Mühe hat, sich durchzuarbeiten. Nach dem geringsten Regen kann man dann natürlich eine solche Straße nicht passiren, ohne von den Sträuchern von oben bis unten durchnäßt zu werden, und in Gefahr kommt, in Folge dessen das Fieber zu bekommen. Dadurch wird dem dort angestellten Missionar der Besuch der einzeln, längs der Straße, stehenden Wohnungen sehr erschwert.

Zum Schluß nun noch einige erbauliche Heimgänge:

Ein grönländischer Helferbruder und Organist theilte dem Missionar über seine Frau, die im Juli

1866 in Lichtenfels heimgegangne Abendmahlsschwester Debora, seine letzte Unterredung und ihrem Ende Folgendes mit: Dieses Frühjahr sagte meine Frau einmal zu mir: Ach könnte ich in diesem Sommer sterben! Darüber erschrak ich sehr und sagte: Obgleich ich dich sehr liebe, so will ich Gottes Willen für dich und mich abwarten, aber warum sagst du nur so? die Zukunft ist uns unbekannt, aber laß uns Fleiß thun, ja möchten wir uns recht ernstlich bemühen, Alles aus des Herrn Hand anzunehmen! Als sie nun krank wurde, sagte sie: Ach, wie bin ich doch so anhänglich an dich! Nun aber ist's schwer! Ich erwiederte: Siehst du, nun, da dein Wille anfängt sich zu erfüllen, ist dir's doch nicht recht! — Wenn du Schmerzen hast, halte dich an den Heiland und erinnere dich, daß du nur durch das blutige Verdienst dessen, aus dessen Wunden Sein Blut für dich und für die ganze Menschheit auf die Erde geflossen ist, selig werden kannst, und weil du das weißest, glaube es festiglich, denn kein Mensch, er sei, wer er sei, kann durch sich selbst selig werden; darum traue ganz allein auf das Blut Jesu unsers Heilands und gedenke des Verses: Ich werde, wenn ich zu Ihm komme, nicht denken mehr an gut und fromm ꝛc. Vergiß es ja nicht. Darauf antwortete sie mir: Das will ich thun, wenn mir der Herr hilft und Kraft gibt! Als ich sie nun gestern und heute fragte: Kannst du in deinen Schmerzen an den Heiland denken? bejahte sie dies stets. Heut, als ihr Ende nahe war, umfaßte sie mich ohne irgend etwas zu sagen; ich ergriff ihre Hand und fragte: Kannst du an den Heiland denken? Sie drückte meine Hand fest und bejahte es; darauf schlief sie ein wenig, und nachdem sie erwachte, richtete sie sich auf, aber wenige Augenblicke darauf war ihr Geist entflohen.

Josef Mauritz, ein Zögling der Gehülfenschule in

Gnadenthal in Südafrika ging daselbst an der Schwindsucht, in einem Alter von 18 Jahren heim. Beim letzten Sprechen hatte er gesagt, er wolle doch gern ein Nachfolger Jesu werden. Seine Krankheit trieb ihn erst recht ins Gebet. Ueber einzelne Sünden, auch aus früherer Zeit sprach er sich reuig aus, und suchte dafür die Vergebung des Heilandes. — Erbaulich war es besonders zu sehen, wie sichtbar der Herr ihn an seinem letzten Lebenstag auf sein Ende vorbereitete. Während er Vormittags noch nicht in Abrede stellen wollte, daß er wohl wünschte wieder gesund zu werden, erklärte er Nachmittags mit Bestimmtheit: „Ich werde froh sein, nach den ewigen Hütten gehen zu dürfen", und antwortete auf die Frage, worauf er denn sein Vertrauen setze: „Auf die Gnade." Und auf die Frage, woher denn diese Gnade komme, erwiederte er: „Er hat sie mir am Kreuz erworben, und man hat sie überall, wo man sie nöthig hat." Etwas später hörte man ihn seufzen: „Ach daß der Herr doch bald käme und mich aus diesem Jammerthal entrückte. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, was auch viel besser wäre." Nach Mitternacht legte er noch ein und das andere Sündenbekenntniß ab, wünschte auch Aller Vergebung versichert zu werden und sagte dann mit sichtbarer Freude: „Nun ist Ruhe und Friede in meinem Herzen!" Das waren die letzten zusammenhängenden Worte, die man von ihm hörte. Drei Stunden später erhörte der Herr seine und Aller Bitten, und entband seine Seele sehr sanft von dem irdischen Haus, das sie bis dahin bewohnt hatte.

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

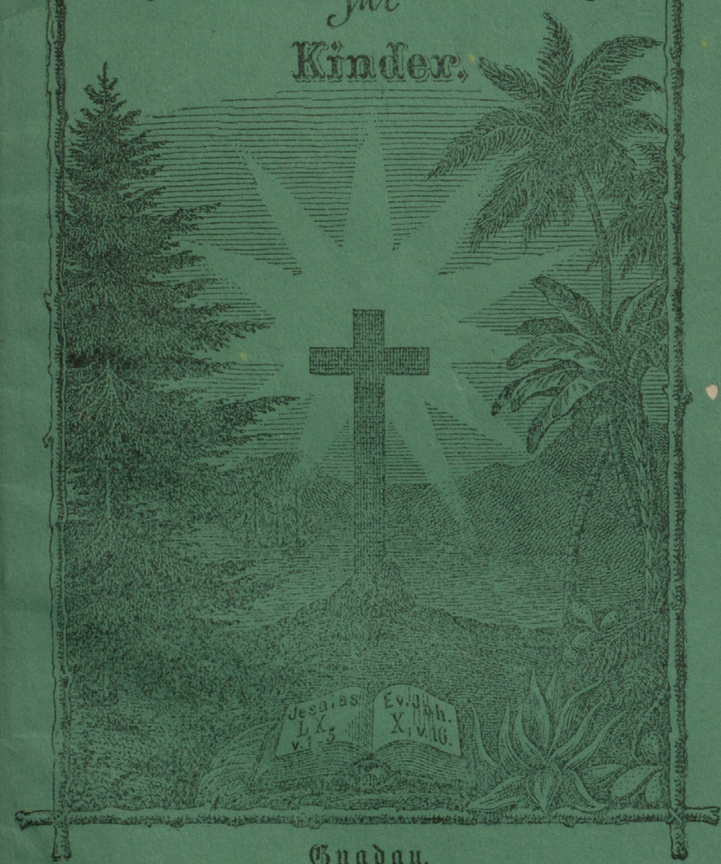
Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Pränumerations-Preis halbjährig 3 Sgr. —, für ein Jahr 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Nisky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. E. Wenk.
Ebersdorf	=	E. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	Th. Raillard.
Bremen	=	R. Mäder, Ansgarii Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	D. F. Redslob.
Danzig	=	A. Friedemann.
Bethlehem	=	G. W. Perkin.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei
C. H. Pemsel.

Nr. 3. Mai 1866.

Brüdermissions-Blatt
für
Kinder.



Gnadau.

Verlag der Unitäts-Buchhandlung



Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 3. November 1865.

Die erste Mohren=Ernte oder Erneuerung der Mission auf St. Thomas durch den gesegneten Dienst des Neger=Apostels Fr. Martin.

Zwei Jahre hinter einander waren zur Fortführung des so hoffnungsreich begonnenen Missionswerkes auf St. Thomas Versuche gemacht, aber durch den baldigen Heimgang der verschiedenen dazu bestimmten Brüder immer wieder vereitelt worden. Darüber war man in Herrnhut sehr gebeugt, und auch das kleine Häuflein der dortigen erweckten Neger seufzte schon: „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen!" Doch siehe, da sprach der Herr: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln!" So hört denn, wie Er es that und aus der Mohren=Saat eine hoffnungsreiche Ernte entstehen ließ.

a. Fr. Martins Anfang.

Immer wieder hatte der Herr von Zeit zu Zeit in Herrnhut durch den Mund Seiner Diener die Frage ergehen lassen: „Wer will mein Bote sein, an die armen Negersclaven?“ — Da endlich, es war im Sommer 1735, ließ sich aus dem Munde eines jungen Bruders die freudige Antwort vernehmen: „Hier bin ich, sende mich!“ Friedrich Martin war der Name dieses Bruders. Aus Ober-Schlesien gebürtig, war er in Herrnhut ohnlängst zur Gemeine gekommen. Hier hatte sich der Heiland ihm durch das, was er in den Versammlungen besonders damals so recht nachdrücklich von der Versöhnung durch Jesu Blut und Wunden verkündigen hören konnte, als Den zu erkennen gegeben, in welchem, durch den Glauben an Ihn, allein, aber auch gewiß Heil und Seligkeit zu finden sei. — So kam er zum wahren, lebendigen Glauben und damit zum Trost und Frieden des Herzens. — Nun hieß es bei ihm: „Was soll ich Dir, o Herr, nun für solche Gnade zur Dankbarkeit thun?“ worauf er die Antwort des Heilandes durch Seinen Geist bekam: „Siehe, ich sende dich zu den Negern, denn Ich will das Häuflein, das dort versammelt ist, nicht auseinander gehen lassen, sondern Ich will noch mehr zu denselben sammeln.“ Und Fr. Martin, schwach am Körper aber umso stärker im Geiste, wurde dieser Stimme mit Freuden gehorsam, that der Gemeine seinen Sinn kund und empfing ihren Segen zu seinem Vorhaben.

Ein Schneider, Bönike, wurde ihm zum Gefährten gegeben; ein Arzt, Grothaus ging freiwillig mit; und diese Beiden konnten, ein Jeder in seinem Theil durch ihren Verdienst das äußere Bestehen der Mission sichern.

Im August 1735 begaben sich die Drei auf die Reise, zunächst nach Amsterdam. Auf dem Wege dahin

aber mußte ein Abstecher gemacht werden, und zwar nach Ebersdorf in Vogtlande; denn da sollte Fr. Martin der auf den 22. d. M. angesetzten Taufe des euch bekannten Negerknaben Carmel Oly als dessen Pathe beiwohnen. Mit Freuden that er dies, und stärkte sich dabei mit der Hoffnung, daß dieses der Erstling sein werde von großen Mengen, die aus den Negern dem Herrn zur Beute werden würden für Seine Seelen-Arbeit.

Mit solcher Glaubenszuversicht im Herzen betrat unser Fr. Martin mit seinen Gefährten nach einer langen Seereise von 3—4 Monaten am 13. März 1736 den Boden von St. Thomas. In der Stadt, der einzigen auf der Insel, damals Tappus, jetzt St. Thomas genannt, ließen sie sich nieder. Fr. Martin aber hatte keine Ruhe; es trieb ihn hinaus, er mußte sich nach dem von Dober hinterlassenen Häuflein erweckter Neger umsehen. — Wißt ihr noch ihre Namen? — Schon am nächsten Tage fand er sie. Da war denn große Freude auf beiden Seiten, besonders bei Martin, als er bemerkte, daß die Glaubensfünklein in ihren Herzen noch nicht erloschen waren, sondern nur angefacht zu werden brauchten. Dazu war er denn auch der rechte Mann, er, der selbst von dem Othem des Lebens im Glauben an Jesum durchdrungen war. — „Wollt ihr denn den Heiland von ganzem Herzen suchen?" so war die erste und ernstliche Frage, die er an die Neger richtete; und ein freudiges Ja erscholl ihm aus Aller Munde entgegen.

Den Anfang seiner öffentlichen, allgemeineren Missionsthätigkeit wollte Martin nun am nächsten Sonntag, den 25 März auf der Compagnie-Plantage machen. Aber, weil er wußte, daß er ohne den Heiland nichts thun könne, bat er Ihn mit Thränen um Seinen Beistand. — „Nur Ein verlornes Schäflein

laß mich Dir, dem guten Hirten, doch bald zuführen!" so seufzte er unterwegs zum Herrn; und siehe, als er noch rief, hörte der Herr schon. Die erste Person, die ihm begegnete, war ein junger Neger, der später unter dem Namen Immanuel noch mehr vorkommen wird. In holländischer Sprache, von der er auf dem Schiff etwas gelernt hatte und die von den Negern zur Noth verstanden wurde, fragte er ihn ohne Weiteres: „Willst du deinen Heiland kennen lernen, der als das Lamm Gottes die Sünde der Welt getragen hat?" „Sehr gern" war die freudige Antwort „nimm dies und lehre mich Gott kennen!" — Und damit bot er ihm 2 Hühner an, die er als seinen ganzen damaligen Reichthum soeben zum Verkauf in die Stadt tragen wollte. — Voller Freude, daß ihm der Herr schon einen Schüler zugeführt habe, sagte er ihm: „Komm heut Abend in meine Wohnung, da will ich dich unterweisen im Wege zur Seligkeit!" — Der Neger kam diesen und die folgenden Abende und wuchs schnell in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi.

Indessen hatte Br. Martin auch auf der Plantage mit der Verkündigung der Gnade Gottes in Christo Jesu angefangen unter inbrünstigem Gebete, welches die Herzen der erweckten Neger aufs tiefste rührte. Die nächste Folge war, daß immer mehrere zum besonderen Unterricht sich einfanden. Das waren ermunternde Erfahrungen. Es kamen aber auch schwere. Am sechsten Tag nach der Ankunft auf St. Thomas erlag der Arzt Grothaus dem ungesunden Klima. Nun mußten Martin und Bönicke sehen, wie sie allein durchkämen, und siehe, es ging mit der Hülfe des Herrn. Der Schneider arbeitete fleißig auf seinem Handwerk, und Martin besorgte Haushaltung und Küche.

Im April und dann noch einmal im Mai 1736

besuchte Martin die wenigen auf St. Crux noch übriggebliebenen Geschwister und die 8—12 durch sie erweckten Neger. Das eigentliche Feld seiner Thätigkeit aber war St. Thomas. Er durchwanderte hier, ohne der mit Fußreisen im heißen Klima verbundenen Beschwerden und Gefahren zu achten, nach und nach die ganze Insel; und wohin er nicht kam, dahin brachten die, welche es von ihm gehört hatten, das Wort des Lebens, so daß bald keine Gegend mehr war, wohin die frohe Botschaft nicht gedrungen wäre. Eine rechte Freude bereitete ihm ein Neger, Clas, welcher ein Negerkirchlein erbaute, um dem Missionar das Predigen zu erleichtern.

Ihr seht also, liebe Kinder, es war in kurzer Zeit hier schon Manches geschehen zum Heil der armen Neger. Bald aber erweckte der böse Feind, in den Herzen vieler weißer Herren arge Gedanken und Widrigkeit gegen die Missionsarbeit, daß dieselben ihre Sclaven zuerst vor den Missionaren, als schlimmen Leuten, warnten; und, als dieß nichts half, ihnen den Umgang mit denselben verboten, unter Androhung der ärgsten Strafen, wenn sie dennoch zu ihnen gingen. Jedoch Alles half nichts; im Gegentheil, die Neger wurden nur um so begieriger und eifriger, das Wort Gottes anzuhören; denn sie wußten, daß man Gott mehr gehorchen müße als den Menschen. Auch Br. Martin mußte sich viel Anfeindungen und Schmähungen gefallen lassen; aber er hielt es für Seligkeit, wenn er geschmähet wurde über dem Namen Christi; und der Herr stärkte ihn im Glauben mehr und mehr, und schenkte ihm dazu noch bei allen Anstrengungen eine festere Gesundheit, als er früher gehabt hatte.

Die Feinde legten sich auch für die Zeit zum

Ziele, und dagegen erweckte der Herr den Brüdern gar manche aufrichtige Freunde unter den Weißen.

b. Wie es zur ersten Neger-Taufe auf St. Thomas gekommen.

Mit Freuden vernahm man in Herrnhut von dem Segen, den der Herr auf Fr. Martins Arbeit legte; und da man durch ihn hörte, daß auch Einige der erweckten Neger in der Erkenntniß so weit gefördert seien, um die h. Taufe zu empfangen, so wollte man sie ihnen auch nicht länger vorenthalten. Br. Martin freilich konnte, weil er noch nicht ordinirt (zum Diener der Kirche geweiht) war, diese heilige Handlung nicht verrichten, aber es kam Br. Spangenberg, welcher ohnedas einmal dies neue Missionswerk in Augenschein nehmen sollte, im Auftrag der Gemeine nach St. Thomas, um die Neger, welche auch er für gefördert genug halten würde, zu taufen. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er mit Br. Martin dessen Pfleglinge auf ihren verschiedenen Arbeits-Plätzen. Ein rührender Anblick war es sogleich für die Beiden, als sie den Neger Clas in dem von ihm erbauten Kirchlein einer Menge andächtiger schwarzer Sclaven aus dem Evangelium Johannis vorlesend antrafen. Die euch wohlbekannte Anna weinte, als sie hörte, daß sie bei Br. Dober noch in gutem Andenken sei. Ihr alter, ehrlicher Bruder Abraham klagte mit Thränen: „Ach, mein Name erinnert mich zu meinem Schmerz immer daran, daß ich in der Glaubenszuversicht noch soweit hinter dem Vater aller Gläubigen zurück bin!“ — Eine alte freigelassene Negerin, Marotta, war dem Br. Spangenberg besonders eindrücklich; er fand bei ihr das, was von Cornelius Apg. 10 geschrieben steht: Sie fürchtete Gott und that recht. Ehe sie Morgens etwas zu sich nahm, fiel sie auf ihre

Kniee, beugte ihr Angesicht zur Erde und betete an; ebenso beim Schlafengehen. Sie war noch nicht erweckt zum Glauben an Jesum, sondern hatte diese Gewohnheit von ihren Eltern angenommen. Sie war, als die Brüder mit ihr redeten, noch schwach vom kalten Fieber; auf die Frage, ob sie nicht Arzenei brauche, erwiederte sie: „O nein, der Herr hat mich niedergeschlagen; Er wird mich auch wohl wieder aufrichten; wenn ich auf Ihn hinsehe, so macht Er mich zur rechten Zeit gesund.“ „Willst du aber nichts von Christo wissen, dem uns zu Gute in der Welt erschienenen Sohne Gottes?“ fragten die Brüder. „O ja“ erwiedert sie: „aber mir ist gesagt worden, ich müsse zum Beten erst gut holländisch lernen; dazu bin ich aber zu alt.“ „O das ist nicht nöthig“ entgegnete man ihr nun „der liebe Gott versteht alle Sprachen, hört Alles, und versteht auch das Sehnen des Herzens.“

Seht, bei dieser Frau, welche, ehe sie Christum kannte, schon so dachte und reden konnte, ist der Zug des Vaters zum Sohne recht zu erkennen; und — sie folgte ihm. Denn bis dahin hatte sie immer noch geglaubt, Gott durch jährliche Opferung von Lämmern oder Ziegen versöhnen zu müssen; nachdem sie aber auf die Ermahnung der Brüder hin Gott um den Glauben an das alleingültige Opfer Seines Sohnes gebeten hatte, kam sie am Tag darauf und rief, indem sie sich freudig an die Brust schlug: „Hier bin ich gewiß, daß es so ist, wie ihr mir gesagt habt!“

Der 30. September 1736 war nun der für die Brüdermission auf St. Thomas so wichtige Tag, da von ihr die erste Taufhandlung an Negern verrichtet werden sollte. Drei waren es, welchen die Brüder glaubten unbedenklich dieses Sacrament andienen zu können; nämlich Immanuel und Clas, Beide euch schon bekannt, und ein gewisser Jost, welcher sich durch

sein brennendes Verlangen nach Erkenntniß der Heilswahrheiten von Anfang an ausgezeichnet und dabei es sich nicht zuviel hatte sein lassen, bei Nacht wie bei Tag einen langen, beschwerlichen Weg nach Tappus zu machen, so oft er nur Gelegenheit hatte, dort das Evangelium zu hören. Durch die Gnade Gottes war er nun zum Glauben an Jesum gekommen; sein Wunsch aber war es nun, in demselben immermehr befestigt zu werden. In der Nacht zuvor wurden die 3 noch einmal gründlich über die Bedeutung der h. Taufe belehrt und dann der göttlichen Gnade empfohlen. Am Morgen begab man sich nach der einem treuen Freunde der Mission, H. Carstens, gehörigen Plantage, Muskitebay, wo sich auch noch einige Geschwister von St. Crux, so wie verschiedene erweckte Neger, einfanden, um dieser feierlichen Handlung beizuwohnen. Zuerst wurden den Täuflingen einige Fragen vorgelegt, welche sie mit Freudigkeit beantworteten, und hierauf taufte sie Br. Spangenberg im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes. Immanuel wurde Andreas, Clas Petrus und Jost Nathanael genannt. Zum Schluß wurde ihnen der Friedenskuß ertheilt und der Kirchensegen auf sie gelegt. Nach ihrer Zurückkunft wurde in Tappus das erste Liebesmahl mit den Getauften gehalten.

Mit dieser Taufe war nun der Grund zu der ersten Negergemeine gelegt. Soweit war es durch Gottes Gnade mit diesem Missionswerk gekommen, welches, nachdem es zu Ende des Jahres 1732 angefangen war, dann 1 Jahr und 8 Monate darnieder gelegen hatte, erst seit ½ Jahr wieder erneuert worden war.

Die Neger.

3. Wie Gott das gut für sie gemacht hat, was die Menschen Böses an ihnen gethan.

Das Böse, das die Menschen den armen Negern angethan haben, nun das ist euch wohl bereits klar geworden; das war eben das, daß sie gegen ihren Willen aus der Heimath in die Fremde, aus der Freiheit in die Knechtschaft, aus dem Umgang mit Verwandten und Freunden in die Gewalt strenger und oft recht böser Herren versetzt wurden. — Das aber hatte nun auch sein Gutes, und zwar etwas sehr gutes, — ja, es brachte den Negern einen großen Gewinn. Denn seht, in dem Lande leiblicher Knechtschaft bekamen sie Gelegenheit das Evangelium zu hören, welches sie in ihrem Vaterlande niemals oder im besten Falle sehr spät erst gehört haben würden. Denn, es sind zwar von 1736 an bis 1769 immer wieder von der Brüdergemeine Versuche gemacht worden, auch in Ober-Guinea, dem Vaterlande dieser Neger, Missionen zu gründen; aber von den Brüdern, die nacheinander sich um des Heilandes willen in jenes höchst ungesunde Land wagten, erlagen 11 dem mörderischen Klima nach erst kurzem Dienste; und erst in diesem Jahrhunderte ist es den Bemühungen andrer Missionsgesellschaften nach und nach gelungen, einen kleinen Anfang mit Gründung von Missionsstationen zu machen. Dies konnte aber auch erst dann zu Stande kommen, nachdem an der Küste Niederlassungen von menschenfreundlichen Engländern und Amerikanern für solche Neger gegründet waren, welche aus der Sclaverei oder von Sclavenschiffen befreit und in ihr Vaterland zurückgeführt worden. — Diese Neger waren zum Theil schon Christen, oder

wurden zum Christenthum an jenen Plätzen bekehrt; und so bestehen seit Anfang dieses Jahrhunderts dort christliche Freineger-Colonieen, deren zum größten Theil christliche Bevölkerung nun bis auf 100,000 Neger angewachsen ist. Hier konnten denn auch leichter Missionsstationen gegründet werden, welche denn auch den so schwer zugänglichen mehr im Innern des Landes wohnenden Negern schon zum Segen geworden sind, indem dieselben entweder in diesen Colonieen besuchen, oder von ihren christlichen Landsleuten besucht werden.

Ihr seht also, liebe Kinder, wie der barmherzige Gott sich auf die eine und andere Weise der leiblichen Sclaverei der Neger bedient hat, um ihnen zuerst und vor Allem in fremdem Lande, und dann auch im Vaterlande aus der Sclaverei des Satans und der Sünde zu helfen. Welche große unaussprechliche Wohlthat aber dies war, werdet ihr erst recht einsehen, wenn ich auch nun noch etwas

4. von dem einheimischen Götzendienst der Neger,

erzähle, aus dessen schrecklichen Banden sie zunächst durch die Wegführung aus dem Vaterlande gerissen werden mußten, um zum Glauben an Den kommen zu können, der sie recht frei machen konnte. —

So hört denn, welcher seelenverderbliche Götzen- und Teufelsdienst in ihrem Vaterlande getrieben wurde und noch wird. Leset Röm. 1, 18—22; das gilt auch von den heidnischen Negern. Sie machen sich Thiere, wie Schlangen, Tiger u. a. m; ja auch leblose Gegenstände, wie Flüsse, Bäume, Hügel und große Steine, ja sogar Elephantenzähne zu Göttern, die sie verehren. Ein den Negern eigenthümlicher Aberglaube aber besteht darin, daß sie sich zum Schutz vor bösen

Geistern, Krankheiten und allerhand Gefahren mit sogenannten Fetischen oder Schambu's behängen, dazu wird aber alles Mögliche genommen; Menschen- wie Hunde-Köpfe, Ochsenhörner, Tigerklauen, Topfscherben u. dergl. Die Neger eines Stammes banden sich einen also geweihten Kuhschwanz um den Leib, wenn sie in den Krieg zogen, um sich vor Verwundungen zu schützen. Alle möglichen Dinge werden von gewissen Männern und Frauen, die sich diese Macht zuschreiben, zu Fetischen geweiht, d. h. mit irgend einer vermeintlichen Kraft versehen. — Die Furcht vor dem Tode und dem ihnen unbekannten Gott suchen sie durch Opfer von Früchten, Thieren ja sogar Menschen, die sie zur Versöhnung Seines Zornes darbringen, zu vertreiben. Sie finden aber keinen Frieden damit, sondern bleiben unter dem Zorne liegen, in welchem sie denn auch Gott hingiebt in alle Lüste und Sünden, wie es Röm. 1, 26 &c. zu lesen ist. Eine bei den Negern besonders im Schwange gehende Sünde ist die Zauberei, womit sie einander nicht nur Betrug spielen sondern auch Schaden an Leib und Leben zufügen. So gibt es nicht nur solche, die das Wetter ändern, Verletzungen und Krankheiten heilen und Schlangen bannen zu können behaupten und sich für ihre Täuschungen bezahlen lassen; sondern es gibt auch Giftmischer, welche, wie es genannt wird, Andere „todtzaubern" können. —

Den Negern nun, welche aus dem Vaterlande in die Sclaverei geführt wurden, war es verboten, irgend etwas von den Dingen, womit sie Götzendienst oder Zauberei getrieben hatten, mitzunehmen; und sie durften in ihren neuen Verhältnissen nichts von ihren heidnischen Gebräuchen merken lassen. So hatten sie denn in der Sclaverei gar keine oder nur wenig Gelegenheit, durch solche Werke der Finsterniß ihren Seelen

immer größeren Schaden zuzufügen. — Dagegen kamen sie zu ihrem ewigen Heil hier in Westindien an das helle Licht des Evangeliums; und welches große Glück dies für sie war, das seht ihr, liebe Kinder, gewiß besonders jetzt recht ein, nachdem ihr einen Blick in die geistliche Finsterniß in ihrem Vaterlande gethan habt. — Die bekehrten Neger selbst haben es von jeher gar wohl erkannt, daß Gott nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens über sie hatte, als Er es zuließ, daß sie nach Westindien in die Sclaverei geführt wurden. Sie kannten, wie ja auch ihr, den Ausspruch des Heilandes: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele;"

Nun liebe Kinder, ihr habt nun schon viel davon gehört, was den lieben Negern Böses und Gutes widerfahren ist, und fühlt gewiß Theilnahme für sie. Da werdet ihr gewiß gern später noch mehr von ihnen hören. —

Die Hundeschlittenfahrt der Eskimo's.

Von Labrador, wo seit dem Jahr 1770 den dortigen Eskimo's durch Missionare der Brüdergemeine das Evangelium verkündigt wird, will ich euch nun auch einmal erzählen, und zwar etwas, was ihr gewiß besonders unterhaltend finden werdet, nämlich von den dortigen Hundeschlitten und Schlittenhunden. — In dem genannten Lande ist es, obwohl es nicht nördlicher als das südliche Schweden und Norwegen liegt, noch kälter als in dem nördlicher gelegenen Grönland. — Der strenge Winter, dauert von October bis Mai. Da ist denn der Schlitten ein unentbehrliches Geräth, dessen sich die dortigen Bewohner bedienen müssen

um größere Reisen zu machen und Lasten fortzuschaffen. Da nun Pferde wegen Mangels an Futter dort nicht gehalten werden können, so bedienen sich die Eskimo's dort der Hunde, welche ihnen in der That die Pferde ersetzen müssen. — Von diesen Hunden müßt ihr zuerst hören. Das sind merkwürdige Thiere in ihrer Art und von einem besonderen Schlag. — Sie nehmen sich ungefähr wie ein großer Schäferhund aus, haben aber noch mehr wie dieser Aehnlichkeit mit dem Wolf; auch pflegen sie nicht zu bellen, sondern statt dessen ein widriges Geheul von sich zu geben. Sie sind auch keineswegs gutmüthig, und wenn sie nicht durch die harte Behandlung, welche sie von früh an von Seiten der Eskimo's erfahren, sich fürchten gelernt hätten, würden diese nicht so mit ihnen umgehen und ihnen soviel zumuthen können. Denn gegen die Missionare nehmen sie sich viel mehr heraus, besonders wenn sie merken, daß diese sich fürchten; da verfolgen sie dieselben wohl oft weite Strecken; und wenn ein Bruder, um in einem Eskimohaus zu besuchen, durch den mehrere Ellen langen niedrigen Eingang, in welchem vorn die Lagerstätte der Hunde ist, kriecht, so muß er immer mit einem Stock bewaffnet sein, um im Nothfall sich gegen die gefährlichen Hunde zu vertheidigen. — Wie viel diese Hunde von der Natur reißender Thiere an sich haben, und es bei ihnen nicht zu einer Anhänglichkeit an ihre Herren wie bei andern Hunden kommt, sieht man namentlich aus der Erfahrung, welche ein früherer Missionar, Br. Knaus, mit seinen eigenen Hunden machen mußte. Als er sie einmal zusammen rief, um sie einzuspannen, strauchelte er unversehens und fiel zu Boden. Kaum sahen dies die Hunde, als sie auch sogleich, 10—12 an der Zahl, über ihn herfielen, und ehe er sich noch aufrichten konnte, sein Seehunds-Kleid zu zerreißen anfingen;

und der Missionar von diesen seinen eignen Hunden wahrscheinlich selbst zerrissen worden wäre, wenn der Herr nicht noch zu rechter Zeit einige Eskimo's geschickt hätte, welche die Thiere vertrieben. — Man weiß es auch aus andern ähnlichen Beispielen, daß, sobald diese Hunde merken, daß ein Mensch ihnen nichts thun kann, gern sich die Gelegenheit benutzen, sich an ihm zu vergreifen. Ueber diese Bösartigkeit, deren Ausbrüche nur durch Furcht zurückgehalten werden, darf man sich übrigens nicht wundern, denn sowie sie von den Eskimo's überhaupt schonungslos behandelt werden, so bekommen sie namentlich für alle die Arbeit, die ihnen zugemuthet wird, nur spärliches und ganz geringes Futter. Dies besteht in allerhand Abfall von Thieren, Eingeweiden, faulen Fischen u. dergl. Es kommen auch Zeiten, da sie von ihren Herren nichts bekommen, sondern sich selbst kümmern müssen und sehen, ob sie am Seestrand todte Fische oder Muscheln finden. Der einzige Tag, an welchem sie reichlich und gut, sogar mit Seehundsspeck, gefüttert werden, ist der Tag vor einer längeren Schlitten-Reise, da sie auf dieser sehr kurz gehalten werden, damit sie besser laufen ja manchmal 2—3 Tage hungern müssen, weil es oft unterwegs an hinreichender Nahrung fehlt. Die Folge davon ist aber auch, daß dann in der Nacht weder das Riemenzeug ihres Geschirrs noch die aus Fellen bestehenden Zeltdecken vor ihrem Appetit sicher sind, und alles dies wohl verwahrt werden muß, wenn man es am andern Morgen noch unversehrt wieder finden will. — Aber diese Hunde mögen sein, wie sie wollen, die Eskimo's halten viel auf sie, da sie ihnen von größtem Nutzen, ja zum Erwerb eines hinreichenden Lebensunterhalts unentbehrlich sind; denn wie könnten die Eskimo's in dem langen Winter nach den oft meilenweiten Plätzen

zum Seehundsfang oder zur Rennthierjagd mit alle dem, was sie für sich selbst und zu ihrem Geschäft brauchen, gelangen, wenn sie diese Hunde nicht zum Ziehen des Schlittens hätten. — Ja auch im Sommer können sie diese Thiere gut brauchen, wenn sie auf die Rennthierjagd gehen, da ihnen dann die Hunde das Fleisch der getödteten Thiere nach Hause tragen müssen. Ihr seht ein, daß der Wohlstand der Eski-mo's also sehr vom Besitz an Hunden abhängt, und daß große allgemeine Noth unter ihnen entstehen kann, wenn es einmal an Hunden fehlt, wie dies in Folge von einem Umsichgreifen der tödtlichen Seuche geschehen kann, welche in neuerer Zeit aufgetreten ist, und in einer Art Tollwuth besteht. So sind im Winter von 55 auf 56 mehrere Hunderte von Hunden von derselben weggerafft worden. Da kam es denn, daß Manche nur 1, Andere gar keinen Hund mehr hatten, und sich, so gut sie konnten, ihren Schlitten selbst ziehen mußten, bis sie sich wieder die nöthige Zahl dieser Zugthiere anschaffen konnten. Dies ist aber, seitdem diese Seuche unter den Hunden vorkommt, nicht so leicht, denn dieselben sind im Ganzen seltener und daher auch theurer geworden, so daß man oft kaum für einen ganzen neuen Anzug oder eine Flinte einen Hund erhandeln kann.

Nun sei es genug von den Hunden, und wir wollen uns den Schlitten besehen, den sie zu ziehen haben. Ein solcher Hundeschlitten ist zwar sehr einfach, aber doch nicht so klein und leicht, wie ihr vielleicht denkt. Auf 2 Planken oder Kufen, welche 14—16 Fuß lang, 1 Fuß hoch und 3 Zoll dick, und vorn nach oben abgerundet sind und in die Höhe stehen, liegen mehrere Querhölzer, welche aber nicht mit Nägeln sondern mit Riemen befestigt sind, damit der Schlitten beim Fahren über ungleiche Wege nicht so

leicht zerbricht, sondern sich schmiegen und biegen kann. Auf diese Querhölzer werden dann noch Felle gebreitet, und so ist der Schlitten zur Aufnahme von Personen und Sachen fertig. Aber so niedrig! werdet ihr sagen, versinkt er nicht dann ganz in den hohen Schnee? — O nein! — Der Schnee ist meist so hart gefroren, daß der schwerste Schlitten darüber hinweg geht, und wäre der Schlitten höher, so würde er gar oft auf den unebenen Land-Wegen umfallen. — Die vorderen Enden der Kufen sind durch einen Quer-Riemen mit einander verbunden, auf welchen so viel Zugriemen als Hunde vorgespannt werden, gereiht sind. — Nun sind wir so weit, daß angespannt werden kann. Ihr seid schon ungeduldig, darum hört weiter: Zur Stunde der Abreise hört man ein lautes, wiederholtes Hau, Hau, aber nicht von Hunden, sondern aus dem Munde des Eskimo's, der mit diesen Tönen seine Hunde zusammenruft. Gern oder ungern finden sich diejenigen, welchen dieser Ruf gilt, schneller oder langsamer von ihrem Lagerplatz oder aus ihrer Zerstreuung ein, und lassen sich ohne Widerstreben anspannen. Der eine Hund, der zum Führer der Andern abgerichtet ist, wird als Vorderhund an den längsten Riemen gebunden, und so ein jeder von den gewöhnlich 10—12 Hunden, an seinen Riemen; diese Riemen sind aber alle von verschiedner Länge, so daß die Hunde halb neben- halb hinter- einander zu laufen kommen. — Ist nun der Schlitten besetzt und bepackt, soviel darauf geht, und Alles zur Abfahrt bereit, so schwingt der vorn sitzende Treiber seine Peitsche, welche aus einem bis 24 Fuß langen an einem kurzen Stiel befestigten Riemen besteht, und nur von einem geschickten und geübten Eskimo regirt werden kann. Zuerst bekommt der Vorderhund dieselbe zu fühlen und nach ihm die übrigen Hunde; keiner geht leer aus; denn es ist falsch,

was ihr wohl auch erzählen gehört habt, daß nur der hinterste Hund angetrieben zu werden brauche, und dieser dann den nächsten Hund und so einer den andern beiße und zum Laufen bringe. — Nun geht es vorwärts, und sind die Hunde recht im Zug und der Weg nicht zu uneben, so können die 10—12 Hunde vor dem Schlitten mit seinen 4—5 Centnern Ladung in einer Zeitstunde wohl 3 Wegstunden zurücklegen. Und so geht es denn viele Stunden lang hintereinander, ohne daß den Thieren Ruhe gegönnt wird, abwechselnd über den Schnee des Landes und das Eis der vielen Buchten und Meerengen. — Wenn die Hunde einmal nicht weiter wollen, und keine Peitschen-Schläge sie dazu bewegen können, so wendet der Treiber wohl noch ein anderes Mittel an; er geht und hält in einiger Entfernung den Hunden einen Vogel oder Fisch vor, oder ahmt, wenn er keines von beiden hat, die Stimme eines Vogels nach. Dies hilft, da die armen Thiere auf der Reise immer Hunger haben, gewöhnlich und bringt sie wieder zum Laufen, und so bleiben sie, wenn sie sich auch bitter getäuscht sehen, eine Zeitlang wieder im Zug. — Manchmal kommen sie auch in Schuß, so daß sie laufen *müssen*, wenn sie auch nicht *wollen*; wenn nämlich der Schlitten an abschüssigen Stellen, ohne gehemmt zu werden, von selbst pfeilschnell den Berg hinabfliegt und die Hunde mit sich fortreißt oder über sie hinweg geht, wenn sie nicht schnell genug laufen. Da geschieht es denn oft, daß sie doch nicht auf den Beinen bleiben, sondern einer über den andern purzelt. Wo es aber gar zu steil hinabgeht, bequemt sich der Eskimo doch zum Hemmen; dies geschieht entweder mit Stricken, welche vorgelegt werden, oder aber auch mit Ringen, die aus der oft 2 Finger dicken Haut des Wallrosses am Halse desselben ringsherum ausgeschnitten sind; solche Ringe,

die sehr steif und fest sind, werden dann vorn über den Kopf der Kufen geschoben, die sich denn somit gegen den Boden anstemmen können. — Der Lauf des Schlittens wird aber auch manchmal auf ebenem Wege und gegen den Willen des Kutschers gehemmt, wenn nämlich, wie es fast auf jeder Fahrt früher oder später geschieht, die Zugriemen der Hunde, welche bald immer mehr durcheinander laufen, in solche Verwirrung gerathen sind, daß diese nicht mehr ordentlich ziehen können. Da kostet es denn oft viel Zeit und Mühe, wieder Alles in Ordnung zu bringen.

Es gibt aber noch schlimmere und wirklich gefährliche Umstände, durch welche nicht selten eine solche Fahrt aufgehalten wird; solche sind, wenn ein heftiges Schneegestöber fern von jeglichem Obdach entsteht, oder der Wind das Eis der See zerbricht, während der Schlitten darüber fährt. — Da haben denn die lieben Leute auf solchen Fahrten manche Unannehmlichkeiten und Gefahren zu bestehen, und Ursach genug, dem Herrn zu danken, wenn sie wieder eine Tagereise ohne Unfall zurückgelegt haben. Unterwegens finden sie denn freilich keine Herberge vor, sondern müssen sich eine solche erst mühsam herrichten, welches auf die Weise geschieht, daß sie mit langen Messern aus dem hartgefrornen Schnee große Würfel schneiden und mit denselben ein Schneehaus bauen, in welchem sie wenigstens einigermaßen gegen die Kälte der Nacht, und jedenfalls gegen Stürme geschützt sind. — Die Hunde wissen sich noch schneller und besser zu helfen, indem sie, sobald sie ausgespannt sind, sich sogleich tief in den Schnee eingraben, worin sie sich ganz wohl befinden.

Seht, so fährt man in Labrador Schlitten, wie gefällt euch eine solche Fahrt? — Da könntet ihr eure Lust büßen, aber würdet sie wohl bald, denke ich, ver-

lieren. — Nun, ihr habt ja auch hier Freude genug. — Zum Vergnügen wird wohl überhaupt Keines nach Labrador oder Grönland gehen wollen, aber wie, wenn ihr dem Herrn dort dienen dürftet? —

Von den Indianer-Kindern auf der Moskitoküste

erzählt ein bei der dortigen, im Jahr 1849 gegründeten, Mission früher angestellter Bruder Folgendes:

Die genannte an der Ostseite von Central-Amerika gelegene Küste ist besonders reich an Lagunen; das sind nämlich seichte Gewässer, welche dadurch entstanden sind, daß das Meer zu verschiedenen Zeiten den Küstenrand an einzelnen Punkten durchbrochen, größere oder kleinere Strecken Landes überschwemmt hat und an niedrigen Stellen im Lande aber nahe an der Küste stehen und nur noch durch eine schmale Wasserstraße mit der offenen See in Verbindung geblieben ist. Diese Lagunen nun bieten mit ihrem Reichthum an Wasservögeln und Fischen den Eingebornen überhaupt eine bequeme Gelegenheit durch Jagd und Fischerei sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen; dieselben werden dann aber auch von den Kindern fleißig und mit Vergnügen zu allerlei Beschäftigungen und Spielen benutzt.

Die liebste Beschäftigung ist ihnen der Fischfang. Dabei geht es den folgendermaßen zu: Da die Nacht die günstigste Zeit dazu ist, so sieht man oft, sobald dieselbe angebrochen ist, ein kleines Boot nach dem andern im Schein von Fackeln, mit welchen sich die kleinen Fischer versehen, von verschiednen Seiten über den See hinfahren; plötzlich zerstreuen sie sich nach

allen Seiten; sie suchen Sandbänke oder Untiefen, denn da können sie am ersten hoffen, einen guten Fang zu thun. Nun liegen sie still, ein Theil hier, der andre dort; mit den Fackeln wird rings umher aus dem Boot geleuchtet. Aber warum das? werden dadurch nicht die Fische vertrieben? O nein, im Gegentheil; wie Motten und Nachtschmetterlinge vom Lichte in der Stube, so werden die Fische draußen von solchem Feuerschein angezogen an die Oberfläche des Wassers gelockt, aber zugleich so betäubt, daß sie sich leicht fangen lassen. Die eifrigen, begierigen Indianer-Knaben können aber immer nicht genug haben; sie fahren von einer Stelle zur andern, und so vergeht die Nacht, ohne daß sie es merken; der Morgen graut, nun ist doch nicht mehr viel zu machen. Es ist diesmal ein reicher Fang gethan; darum rudert nun die ganze kleine muntre Gesellschaft in ihren schwerbeladnen Booten laut jubelnd nach Hause. Da gibt es einen ordentlichen Festtag; das macht Muth, bald wieder einmal auszufahren. Es kommt wieder ein windstiller Tag, wenn nur auch in der Nacht solches für den Fischfang günstiges Wetter ist! — Nun wir wollens hoffen. — Also, wieder ans Werk, auf dieselbe Weise wie immer. Aber, aber; die Luft bleibt nicht still, es erhebt sich ein bedenklicher Nachtwind und die Lagune schlägt Wellen, wenn auch nicht so große, wie die offne See da draußen; aber doch groß genug, um den Fischfang zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Nun vielleicht legt sich der Wind; wir wollens abwarten, denken die kleinen Fischer. — Und so wird die ganze Nacht gewartet und gearbeitet bis an den Morgen. Da kehren sie nach Hause, diesmal aber still und niedergeschlagen; denn nichts, gar nichts bringen sie heim; umsonst haben sie eine ganze Nacht, schlaflos und mühevoll verbracht. Das beugt den

Muth, aber bricht ihn nicht; desto eher wird es wieder versucht, und es glückt doch wieder einmal. —

Nun wollen wir einmal die größeren Knaben auf den Schildkrötenfang begleiten. Ein solcher Fang hat aber mehr auf sich, denn dazu muß es in die offne See gehen, und die Thiere, auf die es da abgesehen ist, sind auch nicht so leicht zu fangen wie die Fische in den Lagunen, denn die Schildkröten, die man dort in dem Meer findet, haben im Allgemeinen den Umfang eines recht großen, gemästeten Schweines; manche werden bis 7 Fuß lang und 6—800 Pfund schwer! — Nun solchen Thieren dürfen die Knaben freilich auch nur mit ihren Vätern nachstellen; sie thun sich aber auch darauf schon viel zu gute. Um aber recht bald auch einmal allein auf solchen Fang ausgehen zu können, üben sie sich außer der Zeit fleißig im Werfen der Harpune; dies ist ein Wurfspieß, an welchem eine Leine, oft von 70—75 Ellen Länge, befestigt ist. — Sobald nun eine Schildkröte in erreichbarer Nähe erscheint, wird mit der Harpune nach ihr gezielt und dann mit aller Gewalt geworfen. Ist das Thier gut getroffen, so bleibt daß Wurfgeschoß, dessen eiserne Spitze mit Widerhaken versehen ist, so fest im Fleisch desselben sitzen, daß es sich mit aller Anstrengung nicht los machen kann. Oft schwimmt es in solchen vergeblichen Versuchen noch lange hin und her, ermattet aber doch endlich und kann dann an der mit der Harpune verbundenen Leine, deren andres Ende am Boot befestigt ist, leicht herangezogen werden. Nicht so leicht aber ist es dann, das große, plumpe, schwere Thier in das Boot hereinzuheben. Wenn das mit vieler Mühe gelungen ist, wird die Harpune herausgezogen, die Wunde sogleich zugestopft, und so gelingt es, wenn man will, das Thier noch Wochen lang in einem Wasserbehälter am Leben zu erhalten.

Was haben denn nun aber die Leute dort an diesen Schildkröten? Ihr meint das schöne Schildpad. — Ja, ihr habt Recht, wenn sie die rechte Art, die Karettschildkröte habhaft werden können, aber die ist dort sehr selten und das Pfund Schildpad, wovon ein solches Thier ungefähr 4 Pfund liefert, wird dort für 4—5 Rthlr. verkauft. Aber von dieser dort hauptsächlich einheimischen, der Riesen-Schildkröte, ist das Schild nicht zu brauchen, um so mehr aber Fleisch und Eier, welches Beides vortrefflich schmecken soll, was ihr vielleicht nicht glauben werdet.

(Im nächsten Blatt folgt die Fortsetzung.)

Neuestes.

Australien. Am 1. April begaben sich Br. Walder und Meißel von Ebenezer aus auf die Reise, zunächst nach Melbourne, um von den dortigen Missionsfreunden zu hören, wie sie die weitere Missionsreise in das Innere einrichten sollten. — Ein Schwarzer, Daniel, sollte und wollte sie begleiten. Derselbe brennt vor Verlangen, seinen Landsleuten Jesum zu verkündigen. Seinen Eltern wurde es schwer, ihn gehen zu lassen, und seine Mutter hörte man noch lange weinen und schreien, als er weggegangen war. Dies ging ihm zwar zu Herzen; aber er liebte eben doch den Herrn Jesum, dem er so gern dienen wollte, mehr als Vater, Mutter, Bruder und Schwester, und blieb fest bei seinem Entschluß. — Von Ballarat aus konnten sie die Eisenbahn benutzen. Hier sah Daniel seine Wunder. Das schnelle Fahren brachte ihn zu dem Ausruf: Das geht ja noch schneller als Br. Spieseckes Stute!" — In Geelong (spr. Dschielong) mußte er sich wegen eines Schadens am Bein im dortigen

Hospital operiren lassen. Sein Wärter hatte ihn zuvor gefragt, ob er sich nicht fürchte bei dem Gedanken, daß er sterben könne; Daniel aber erwiederte getrost: „Nein, denn wenn ich sterbe, gehe ich zum Heiland.“ — Die Operation ging glücklich von Statten, doch mußte er noch seine völlige Heilung abwarten, ehe er den Missionaren nachreisen konnte. — Diese waren indeß in Melbourne gewesen, hatten dort ihre Anweisungen für die Reise in das Innere vorläufig erhalten, und begaben sich derselben zufolge fürs Erste nach Adelaide in Süd-Australien. — Hier fanden sie wieder Freunde, die ihnen guten Rath ertheilten. Vier Wochen sollten sie hier noch warten, bis Daniel mitgehen könne, und die nöthigen Vorbereitungen zu der weiten und beschwerlichen Reise gemacht seien. Hier bekamen sie sogleich einen Beweis davon, daß sich der Herr zu ihrem Vorhaben bekennen wolle. Es hatte nämlich in der Gegend, wohin sie wollten, seit 2 Jahren nicht geregnet, so daß an die Ausführung einer Reise dahin nicht zu denken gewesen wäre, wenn nicht gerade in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Adelhaide Regenwetter eingetreten wäre. — Nun, liebe Kinder, bis ihr von dem Antritt dieser Missionsreise hören werdet, bittet den Herrn für diese lieben Brüder. — Aus Ebenezer schreibt nun noch Br. Spiesecke. Im April lagerten 39 Schwarze bei uns, von denen Einige Lust bezeigten hier zu wohnen. Von den bisherigen Einwohnern werden bald wieder 9 getauft werden können. In der Schule geht es recht gut. Die Schüler sind zwar unfähig aber fleißig. Sie wiederholen ihre Aufgaben zu Hause so lange, bis sie dieselben können. Wie im Lesen und Schreiben, so geht es auch im Rechnen schon ziemlich gut. Einige rechnen schon große Additions-Exempel. Die Bibel ist ihnen besonders lieb; sobald sie 2sylbige

Wörter lesen können, bekommen sie eine englische Bibel zum Geschenk. Da mühen sie sich denn um die Wette im Lesen.

In Ramahyuk, der andern in Gippsland gelegenen australischen Brüdermissions-Station war im März das Begräbniß eines dorthingehörigen Schwarzen, dessen Leiche vom Wellington-See geholt worden war. Schon dort ging es recht heidnisch zu. Frauen saßen um die Leiche herum, heulten und winselten; rauchten und aßen aber zugleich dazwischen. Schon hier hatten sie sich mit scharfen Werkzeugen Wunden an Armen und Beinen beigebracht; dies wollten sie bei dem Begräbniß selbst nun noch mehr thun; die Missionare aber entrissen ihnen die Spieße, Beile und Messer. An dem Geschrei freilich, das immer ärger wurde, konnten sie sie nicht hindern. Dabei waren diese Heiden halb nackt und nur mit spärlichen Lumpen behängt. An den Schwarzen, die sich zur Mission halten, haben die Brüder dagegen rechte Freude. Sie singen besonders gern, und kommen oft Abends von 8—10 Uhr im Missionshaus zusammen, wo dann zweistimmig geistliche Lieder gesungen werden. Sie lernen fleißig Verse und Melodien. Bei einem Liebesmahl ermahnten 3 Schwarze ihre Landsleute, fleißig zu beten und auf den Ton der Glocke pünktlich zur Versammlung zu kommen. Seht, der Herr hat da schon viel gethan! —

Suriname. Am 21. Juli d. J. trat Johannes King, ein bekehrter Unter-Häuptling der Matuari-Neger von Maripastoone, an der Saramacka, aus, seine dritte Missionsreise an. Die erste, im vorigen Jahr hatte zu den Auka-Negern an der Marawyne gehen sollen; er hatte damals aber nicht bis hin kommen können. —

(Von diesem nächstens noch mehr.)

Druck von L. Hans in Gnadau.


W JOYCE Sc

Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von $\frac{3}{4}$—1 Bogen in 12. Preis für den halben Jahrgang praenumerando 3 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Nisky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. E. Wenk.
Ebersdorf	=	E. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	P. L. Curie.
Bremen	=	R. Meder, Ansgarii-Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	D. F. Redslob.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei C. H. Pemsel.

Nr. 4. Juli 1871.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.

Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 4. Juli 1871.

Anfang der Mission unter den Buschnegern Surinames

(Schluß).

Weitere, verschiedene Erfahrungen in Quama.

Johannes, dies war der selbstgewählte Taufname Arabinis, des Erstlings von den Bewohnern des Buschlandes, machte den Brüdern durch seinen Sinn und Wandel immer mehr Freude, so daß sich namentlich unser lieber Stoll für seinen nunmehr 5jährigen mühevollen Dienst am dortigen Missionswerke reichlich belohnt fühlte. — Der Neugetaufte bekannte seinen Glauben auch vor seinen Landsleuten ohne Scheu und pries ihnen die Gnade des Sünderheilands an. Dafür wußte er sich treffender Gleichnisse aus dem gewöhnlichen Leben zu bedienen. Seinen Bruder ermunterte er einmal in folgenden Worten zur Hingabe an den

Herrn: „Wenn du ein Boot gemacht hast, und es wird dir, wenn du es zum Verkauf in die Stadt bringst, weggenommen, so thut es dir weh; ebenso ist es mit uns: wir sollen die Bezahlung der Mühe und der Schmerzen sein, die der Heiland für uns ausgestanden hat; wenn wir uns nun Ihm nicht zum Eigenthum hingeben, so thut es Ihm so weh, daß Er Seinen Lohn verlieren soll, und uns selbst bringt es den größten Jammer."

Solcher Zeugentrieb wurde bei Johannes Arabini nur noch stärker, da er auch Abendmahlsgenosse geworden war. Da er der angesehenste Hauptmann seiner Nation war, so hatten die Brüder immer die Hoffnung', sein Wort und Beispiel würde Andere zur Nachfolge reizen. Aber in dieser Hoffnung sahen sich die lieben Missionare, zunächst wenigstens, bitter getäuscht. Hatten schon die Neger der Taufe des Arabini mit innerlicher Wuth zugesehen, so arbeiteten besonders jetzt die erst recht erbitterten Götzendienerinnen der weiteren Verbreitung des Christenglaubens mit aller Macht entgegen. Eines Tages kam der Capitän eines benachbarten Camps in höchstem Zorn mit Flinte und Säbel in die Missionswohnung getreten und machte den Brüdern bittere Vorwürfe, indem er unter Anderem sich so ausließ: „Wißt ihr nicht, wem dies Land gehört? was nehmt ihr denn ohne mein Vorwissen mit dem Arabini vor? Ich muß ja fürchten, daß die Götter ihn tödten; und wenn derselbe stirbt, so werde ich es euch büßen lassen! Die Neger haben ihre Götter und die Weißen die ihrigen; jeder Theil muß bei den seinigen bleiben." Jedoch die Brüder ließen sich nicht einschüchtern, vielmehr erklärten sie frei und offen, daß ihre Religion die wahre sei, und Johannes seinerseits legte sein Glaubensbekenntniß ab und pries die selige Veränderung, welche in seinem Herzen durch die Gnade des Heilandes vorgegangen sei, seit seiner Bekehrung zum Christenthum. Dies Alles machte auf den Neger

einen solchen Eindruck, daß er ganz still wieder nach Hause ging.

Da sich doch von Zeit zu Zeit Leute zur Anhörung des Wortes Gottes einfanden, so machte dies den Brüdern Muth ein eignes Versammlungshaus zu bauen. Es war dies aber kein kleiner Entschluß, wußten sie doch, daß sie, sowie bisher bei ihrer häuslichen Einrichtung, auch hier würden eigentlich Alles allein und selbst machen müssen. Die Missionare unter solchen rohen Völkern sind ja eben auch in allen äußerlichen Dingen auf sich selbst angewiesen. Hören wir, was Br. Kersten, der damalige Gehülfe des Br. Stoll, in dieser Beziehung schreibt: Ein Heidenbote sollte billig allerlei können. Wir 2 Brüder können, Gott Lob, die Arbeit eines Schneiders, Schuhmachers, Zimmermanns, Schreiners, Bauern, Korbmachers, Klemptners machen; und außerdem sind wir bei den Negern Evangelisten, Aerzte und Wundärzte, Alles nach unserm Grad; und es thut uns nur leid, daß wir manche Sachen in Europa nicht mit mehr Attention angesehen haben."

Der Bau des Versammlungshauses war ein Werk des Glaubens ohne Sehen gewesen. Aber bald ließ der Herr die Brüder etwas von dem sehen, was sie glaubten: Er gab neuen Segen zu Seiner Stunde: Im Jahr 1773 konnten sie einem zweiten Neger das Bad der h. Taufe andienen; — und diesmal zeigte sich bei den anwesenden Heiden, statt Zornes, Rührung. Gar Manche wurden auch nun irre an ihren abergläubischen Gebräuchen. „Wer getauft ist" hörte man sie äußern, „der hat vor den Gados keine Furcht mehr."

Bambey I.

Daß der Aberglaube doch noch mächtig genug bei ihren Negern sei, davon erhielten die Brüder noch in demselben Jahre einen Beweis, welcher sie nahe und empfindlich berührte. — Wenn kurz hinter einander

mehrere Todesfälle an einem Wohnplatz vorkommen, so heißt es bald bei den Leuten: „Der Gado hier ist bös, er will uns tödten; wir müssen weiter ziehen!“ — Und dies war auch der Grund, als die Bewohner von Quama schon wieder, nach 4 Jahren, ihren Wohnplatz wechselten und, um mehrere Tagereisen den Fluß weiter hinunter an den Wasserfall Guaffe verlegten; wodurch sich denn auch die Brüder genöthigt sahen, ihnen zu folgen und sich wiederum auf die Reise zu begeben. Eine solche Reise in offenem Boote, wo man den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, — auf der oberen Suriname, in welcher sich so viele Klippen und Felsendämme befinden, ist aber höchst beschwerlich und gefährlich, wie bekannt. — Und zum drittenmal mußten sich nun die lieben Missionare neu anbauen. Zuerst richteten sie ihr Haus zu nahe am Fluß auf, wo es Ueberschwemmungen ausgesetzt war; daher mußten sie es im nächsten Frühjahr an eine höhere Stelle bringen. — Uebrigens fanden sie an dem neuen Wohnplatz dieselben Beschwerden, und waren den gleichen Gefahren ausgesetzt wie in Quama: Dieselbe niederdrückende Hitze, dieselbe mit ungesunden Dünsten angefüllte Luft; dasselbe große und kleine, beschwerliche und gefährliche Ungeziefer; wie das Alles im Buschlande überall, mehr oder weniger, zu finden ist. —

Die neue Niederlassung wurde Bambey genannt, ein Name, welcher für die Station im Buschlande an der Suriname auch bei der späteren zweimaligen Verlegung derselben beibehalten worden ist, bis auf den heutigen Tag. Nach dem Bambey an dem Wasserfall Guaffe, ist 1784 ein zweites, 2 Stunden weiter unterhalb, und 1848 ein drittes, am Wasserfall Gansee, zwei Tagereisen von der Colonie-Grenze entstanden.

Bei den mühevollen Wiederanbau in Bambey hätten die lieben Brüder die Gehülfen, welche ihnen schon früher, nach Quama, zugesendet worden waren,

so gut brauchen können; aber dieselben, 2 led. Brüder, waren nach kurzem Dienst entschlafen! — Einen ganz besonders herben Schmerz hatte Br. Stoll für seine Person, als ihm die Gattin, mit welcher er kaum einen Monat verheirathet gewesen war, von der Seite genommen wurde.

Bald nach Einweihung des hier wieder aufgerichteten Versammlungshauses, im Jahr 1775, hatten die Missionare den Trost und die besondere Freude, zugleich 4 Neger taufen zu können, unter welchen die 2 bekannten ersten Schüler Stolls, Schippio und Grego, waren. Der Getauften waren demnach nun 6, welche das erste christliche Gemeinlein im Buschlande bildeten.

Ein neuer Schlag aber traf schon im nächsten Jahr wieder den schon so vielfach geprüften Br. Stoll, indem er durch die Versetzung des Br. Kersten nach Paramaribo dieses so treuen und tüchtigen Gehülfen beraubt wurde. Ein halbes Jahr mußte er nun die ganze Arbeitslast allein tragen, und die Hülfe, welche er endlich, im Juni bekam, war für die erste Zeit auch noch sehr mangelhaft: Unermüdet fuhr Stoll daher, trotz seiner geschwächten Gesundheit, fort, den Negern sowohl in öffentlichen Versammlungen, als auch in besonderen Unterredungen, das Evangelium zu verkündigen. — Doch darüber nahm seine Krankheit mehr und mehr zu, und am 15. März 1777 rief der Herr diesen Seinen treuen Arbeiter ab und ließ ihn kommen zur wohlverdienten Ruhe, nach 11 jährigem mühevollen Dienst unter den Buschnegern Surinames, deren erster und eigentlicher Apostel er war.

Die Geschichte des Anfangs der Mission unter den Buschnegern Surinames, in welcher der Dienerlauf des Br. Stoll so hervortritt, schließe nun auch mit einem auf ihn so besonders anwendbaren Vers:

Hier ist eine Thränensaat;
Dorten soll die Ernte kommen;
Wer hier treu gewirket hat,
Wird mit Ehren angenommen
Und geht ein zu seines Herren Freud
Nach der Zeit.

Bis 1854 haben unsre Brüder in diesem Todtenlande ausgehalten. Gar mancher treue Knecht des Herrn hat seine Gebeine dort zur Ruhe gelegt; oft schon nach nur kurzem Dienst. Es fanden sich aber immer wieder neue Streiter, um die Lücken auszufüllen. Erst als der geistliche Tod in der Negergemeine selbst überhand nahm, wurde kein Diener mehr hingesandt, bis sich 1840 das geistliche Leben, welches sich in Schwachheit immer noch bei Einigen erhalten hatte, wieder geltend machte im Verlangen nach beständiger Bedienung durch einen Lehrer. Einen solchen erhielt Bambey II in der Person des Rasmus Schmidt, der in großem Segen stand, aber schon nach 5 Jahren zu großem Schmerz seiner wiedergesammelten Negergemeine dem tödtlichen Klima des Urwalds erlag. Das 1848 angelegte Gansee (Bambey III) hatte eine noch ungesundere Lage als Bambey II, und ein Missionar nach dem andern zog sich dort einen schnellen Tod zu. Im Jahr 1854 verließ der letzte Missionar, in Folge von Erkrankung das aus 176 Seelen bestehende Gemeinlein. Seitdem hat bis jetzt kein Missionar mehr in Gansee gewohnt, wohl aber schon mancher wieder dort besucht, zu großer Freude der Gemeinglieder, über welche die besuchenden Brüder auch ihrerseits sich immer wieder freuen können. Gottes Wort wohnt reichlich unter ihnen; es werden täglich gemeinsame Morgensegen bei ihnen gehalten. Die Sonn- und Festtage werden in lieblicher Weise gefeiert, In der Schule werden die Kinder von einem National-Gehülfen im Lesen, Schrei-

ben, Katechismus und in der biblischen Geschichte unterrichtet. Unter den 174 Gemeingliedern sind 60 Abendmahlsgenossen. — Näher an der Colonial-Grenze, in Koffykamp, besteht auch ein Gemeinlein von ungefähr 60 Seelen. Sogar in der Gegend des ersten Bambey, in Goejaba (Kujaba, s. Jahrg. 1869 S. 15 2c.) haben die Brüder, welche sich zuletzt bis dort hinauf wagten (s. ebenda besonders S. 19) Leute gefunden, welche sich nach Erlösung aus den Banden der Finsterniß sehnten und die Botschaft von einem Erlöser mit Freuden annahmen. —

Was außerdem im Buschland durch die Gnade des Herrn zu Stande gebracht worden, davon ist zu lesen: Jahrgg. 1866 S. 43; 1868 S. 79. 92; 1869, 91; 1870, 133. Von der Einweihung der neuen Kirche in Gansee lies Jhrgg. 1871, S. 40.

Reise von Grönland nach Kopenhagen.

Schluß.

Wiederholte Geduldschulen.

Endlich, am 18. August, waren die letzten Tonnen Thran an Bord gebracht; 2 Tage darauf war das Schiff segelfertig und verließ den Hafen, aber nur — um in dem nächsten Hafen zu warten, bis es zum dritten, Kasarmiut, durch die Eismassen vordringen konnte. — Von hier hofften wir nun zuversichtlich, daß uns das Eis bald erlauben werde, unsre Reise in Kurzen wirklich antreten zu dürfen. Aber auch hier waren unsre Gedanken nicht Gottes Gedanken: Einen Tag nach dem andern bestieg der Capitän den eine Stunde entfernten Berg, welcher eine weite Aussicht in die See hinaus gewährte und immer kehrte er mit der unerfreulichen Kunde zurück, daß, soweit er

mit dem Fernrohr sehen könne, die See mit dichten Eismassen bedeckt sei. — Eine neue Geduldschule, welche bis zum 4. September währte! — Kurz vor dem neuen Antreten der Fahrt bekamen wir die Schreckensnachricht von dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Nun trieb es uns erst recht nach Hause; aber was half es; die Stunde des Herrn, uns Bahn zu machen, war noch nicht gekommen. — Schon am ersten Tag nach der Abfahrt wurde uns durch die immer dichter werdenden Eismassen das weitere Vordringen in der eingeschlagenen Richtung unmöglich, und blieb uns nichts übrig, als an der Küste hin nach Süden zu kreuzen und nach einer Oeffnung zu spähen, durch die wir entschlüpfen könnten, — und wo dies möglich schien, wurde weder Mühe noch Gefahr gescheut, das zu versuchen. Ja, wenn es nicht anders ging, wurden Anker und Haken in das Eis geworfen, um an denselben das Schiff weiter zu ziehen. Zu fünf Malen hatten wir solche Anstrengungen gemacht und waren bei einem Mal auch wirklich fünf Meilen vorgerückt, hatten aber doch schließlich unverrichteter Sache wieder umkehren müssen. So war es 8 Tage lang fortgegangen, als uns ein amerikanisches Schiff begegnete, welches von der entgegengesetzten Seite die Durchfahrt in der That erzwungen hatte, aber nicht ohne bedeutende Beschädigung. Dem wollten wir uns freilich nicht aussetzen, und wendeten uns mit jenem Schiffe nach dem Hafen von Iwigtut. Das war der Weg zu unsrer Befreiung aus der so peinlichen Lage. — Im genannten Hafen nehmlich trafen wir ein Dampfschiff, dessen Capitän uns ins Schlepptau zu nehmen und so durch das Eis hinaus zu bugsiren sich bereit finden ließ. Das war eine Freude! — Auch die Mannschaft lebte ganz auf, da dieselbe schon gefürchtet hatte, noch einen Winter in Grönland bleiben zu müssen, welches ihnen schrecklicher dünkte, als ein Jahr in der Sclaverei zu leben.

Endliche, eigentliche Reise.

Von dem Dampfschiff gezogen, kamen wir denn auch bald in freies Fahrwasser, wie dankten wir da dem treuen Herrn, der uns durch so viele Drangsale und Gefahren hindurch so weit gebracht hatte. Schnell ging es nun, mit günstigem Winde, durch die Davisstraße hinaus, in den atlantischen Ocean hinein. Die See ging hoch, das Schiff schaukelte gewaltig, und so machte denn die kleine Luise auch bald ihre erste Bekanntschaft mit der leidigen Seekrankheit, die ihr gar nicht gefallen wollte.

Als wir in die Gegend dieses Meeres kamen, wo nach alter Sage das Eiland Bus versunken sein soll, verwandelte sich der Wind in Sturm, und dieser endlich in förmlichen Orkan, welcher unserm Schiff den Untergang zu bringen drohte. Das Toben der Elemente wurde von Stunde zu Stunde heftiger, bis es um Mitternacht den höchsten Grad erreichte: das Schiff hörte auf zu schaukeln und fing statt dessen an zu zittern und in allen Fugen zu krachen. Das Meerwasser wurde zu Schaum gepeitscht und eine ungeheuere Welle nach der andern stürzte über das Verdeck, wobei mehrere befestigte Segel und 2 Schaluppen, welche an der Seite des Schiffes mit armsdicken eisernen Stangen befestigt waren, sammt diesen Stangen weggerissen und in die brausende See geschleudert wurden; ebenso ging es den Fässern und Tonnen auf dem Verdeck. Die Bedienungsmannschaft war selbst in größter Gefahr von den überstürzenden Wogen in den nassen Abgrund geworfen zu werden. Ein am Steuerruder stehender Matrose wurde von einer quer über das Schiff geschleuderten Schaluppe zu Boden geworfen, und wäre von den nachstürzenden Wellen über Bord geschwemmt worden, wenn es ihm nicht noch durch Gottes Beistand gelungen wäre, das Steuerrad zu ergreifen, an welches er sich nun fest anklammerte. Wie derselbe nachher erzählte,

so hatte er schon geglaubt, sich in den tobenden Fluthen des Meeres zu befinden, und war nicht wenig erstaunt gewesen, als er sich gerettet sah. Es war eine furchtbare Nacht, in der uns nur der Herr vor völligem Verzagen hatte bewahren können. An Schlafen war nicht zu denken; nur die kleine Luise schlief in ihrer Koje so sanft, als wenn sie der Wache der Engel an ihrem Lager sich getröstet hätte. Sie wußte am andern Morgen nichts von all den schrecklichen Vorgängen. — Der Herr hatte uns Allen in dieser Nacht so recht die menschliche Ohnmacht zu fühlen gegeben, aber auch Seine Allmacht und Gnade herrlich bewiesen: Niemand konnte sich über irgend ein Leid oder Unglück beklagen. Alles dankte dem Herrn für Seine wunderbare Bewahrung. Rührend war es mir, als die Matrosen und Schiffszimmerleute, sobald ich das Verdeck wieder betrat, auf mich zukamen, mir freundlich die Hand reichten und sagten: „Gott Lob und Dank! daß wir uns in diesem Leben wiedersehen und gesund und wohl begrüßen dürfen; das hatten wir nicht gedacht; das war eine schwere Nacht!"

Sobald der an den Segeln und dem Schiffskörper angerichtete Schaden nur einigermaßen wieder gut gemacht worden, benutzten wir den günstigen Wind zur Fortsetzung der Fahrt, welche auch jetzt ziemlich schnell von Statten ging, aber durch häufigen Schneefall und Hagelschauer andrerseits recht unangenehm gemacht wurde. — Zwischen den Shetländischen und Orkadischen Inseln segelten wir durch, ohne den dortigen Leuchtthurm, geschweige denn etwas vom Lande wahrzunehmen, so dicht war der Nebel, der das Meer hier bedeckte.

Nun waren wir in der Nordsee. Bald war das Skagerak erreicht, und als wir bei Skagen vorüber waren, nahm uns das Kattegat auf. — Hier fing nun das Leben an: Schiffe von jeder Größe, auch Dampfschiffe fuhren nach Norden oder Süden an uns

vorüber; eine Erscheinung, welche die ganze Aufmerksamkeit unsrer kleinen Reisegefährtin in Anspruch nahm. — Einem der vorüberfahrenden Schiffe näherten wir uns so, daß wir im Vorbeifahren dem Capitän desselben die Frage zurufen konnten: „Wie stehts mit dem Krieg daheim?“ Antwort: „Die Preußen stehen vor Paris!“ Das war genug, um uns zu beruhigen.

Am Abend des 6. Oktober warfen wir vor der Drei-Kronen-Batterie Anker und am Morgen des 7. im Hafen vor Kopenhagen. Nachdem wir ans Land gesetzt waren, begaben wir uns sogleich in das Societätshaus zu unsern l. Geschw. Matthiesen, wo wir die liebevollste Aufnahme fanden, und während eines Aufenthalts von 14 Taze eine wohlthuende Ruhe fanden, bis wir weiter nach Christiansfeld, als unserm eigentlichen nunmehrigen Wohnort reisten.

Im Andenken an die Erfahrungen auf der ungewöhnlich langen und prüfungsvollen Reise fühlten wir uns zum innigsten Dank aufgefordert für die gnädige Führung und Bewahrung des Herrn. —

Lies: Psalm 107, 23–32.

Einiges über Labrador.

Die große Halbinsel von Labrador ist ein gar kaltes, rauhes, unfruchtbares Land, wo von irgend Getreidebau oder Obstbau keine Rede sein kann. Die Eskimo sind daher vom Schöpfer selbst ganz auf die Jagd und den Fischfang angewiesen. Der Seehund ist dasjenige Thier, das ihnen den meisten Nutzen bringt, indem sie die Felle zu Kleidern, Stiefeln, Zelten und zu Ueberzügen ihrer Fahrzeuge benutzen, während das Fleisch und der Speck ihnen die liebste Nahrung ist. Durch die Thran-Lampen werden ferner ihre Hütten erwärmt und erleuchtet und endlich können sie sich für

den Seehundsspeck, sowie auch für Pelze und Felle der mancherlei Thiere, sowie für eingesalzene Fische vielerlei eintauschen. Baares Geld ist dort nicht gebräuchlich; sie bekommen für ihre Waaren Flinten, Pulver, Blei, allerlei Kleiderstoffe auch Schiffsbrod, Mehl, Erbsen, Syrup, Tabak u. s. w.

Die Europäer, welche in Labrador wohnen, müssen natürlich den größten Theil ihrer Bedürfnisse aus Europa kommen lassen; doch wird auch das Fleisch der Rennthiere, Schneehühner und mancherlei Seevögel, auch manchmal eine Bärenkeule mit Appetit verzehrt, ebenso mancherlei Seefische, die im Sommer in großer Menge gefangen werden, und theils eingesalzen oder getrocknet verschickt werden, oder für den langen Winter aufbewahrt. Der Winter dauert bekanntlich 7—8 Monate, und die Kälte wird sehr groß und anhaltend, oft Monatelang 18—28 Gr. R., und dazu hausen noch gewaltige Stürme. Der Uebergang zum Sommer geht in der Regel sehr schnell, und es wird dann auch manchmal recht heiß; sonst wäre es auch nicht möglich, daß wir in den Gärten, die mit vieler Mühe angelegt und gepflegt werden, mancherlei Gemüse auch etwas Kartoffeln bauen könnten. Vor Nachtfrösten sind wir freilich selbst im Juli und August unsicher, drum müssen die Kartoffel-Beete (Felder kann mans nicht nennen) jeden Abend, wenn der Himmel klar ist, mit Bastdecken oder mit Stroh zugedeckt werden, um sie zu schützen. Uebrigens wird uns der kurze Sommer durch eine Plage, die man sich in Deutschland kaum vorstellen kann, recht verbittert. Das ganze Land ist nehmlich, wo nicht nackter Fels ist, mit Sumpf und Moos bedeckt, und aus diesen Sümpfen kommen Millionen von Muskitos, die gar empfindlich stechen, daher man sich nie gern unnöthig im Freien aufhält, und es uns oft gewissermaßen ein Trost ist, zu wissen, daß der Sommer nicht lang dauert. Da die ganze Küste 7 Monate lang von festem Eis eingeschlossen und dann noch durch

herumschwimmendes Treibeis belagert wird, so ist die Zeit, wo dort überhaupt Schifffahrt stattfinden kann, nur kurz; daher auch die Verbindung mit Europa oder andern Ländern jedes Jahr fast ganz auf die einmalige Gelegenheit durch unser Missionsschiff, die Harmony, beschränkt ist.

Auch zwischen den verschiedenen Stationen, die wir an der dortigen Küste haben, und welche zum Theil 20—25 deutsche Meilen weit von einander liegen, bleibt die Verbindung immer eine ziemlich schwierige und seltene. Der tiefeinschneidenden Buchten, sowie der Flüsse und hohen steilen Berge wegen ist zu Lande keine Verbindung herzustellen, daher ist auch von irgend gebahnten Straßen gar keine Rede. Im Sommer fährt man daher zu Boot oder zu Schiff, und im Winter auf der gefrorenen Decke des Meeres, wobei man sich bekanntlich der dortigen Wolfsartigen Hunde als Zugthiere bedient und 10 bis 18 vor einen Schlitten spannt, Daß solche Reisen neben manchem Interessanten doch auch mit mancherlei Gefahr verbunden sein können, läßt sich wohl denken; davon sind in verschiedenen Berichten schon mancherlei Beispiele erzählt worden, und auch ich könnte aus eigener Erfahrung mancherlei mittheilen, Als wir z. B. vor 2 Jahren mit der Meta die Reise nach Nachwak &c. antraten, so brauchten wir zu dem Weg von Okak nach Hebron (etwa 28 Stunden weit) gerade 9 Tage, während sonst dieses Stück oft in einem Tag zurückgelegt wird. Wir wurden nehmlich durch dichtes Treibeis aufgehalten und immer wieder zurückgedrängt, wobei das Fahrzeug manchen harten Stoß und Puff erhielt, doch, Gott Lob, ohne Schaden zu nehmen. Ein fremder Handels- und Fischer-Schooner, welcher denselben Weg einschlagen wollte, wagte nicht weiter zu gehen, sondern kehrte um, in der Furcht, er könne dasselbe Schicksal haben wie wenig Wochen zuvor zwei andere Fahrzeuge, die ganz in seiner Nähe durch das Eis zerquetscht wurden und untergingen. Wir

wagten es jedoch im Vertrauen auf den Herrn, die Reise weiter fortzusetzen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen fuhren wir endlich abermals zwischen das Eis hinein; der günstige Wind trieb uns vorwärts, und anfangs arbeitete sich das Schiff, wenn auch in vielen Windungen, zwischen den Eisfeldern durch, die aber nach und nach in immer dichteren Massen ankamen, und oft den Weg nach allen Seiten gänzlich zu versperren schienen. Die Loosung jenes Tags war uns recht tröstlich: „Hüte dich und sei stille! fürchte dich nicht, und sei unverzagt! Jes. 7, 4." Wo oft vor Menschenaugen kein Ausweg schien, drängte sich das Fahrzeug dennoch zwischen den Eismassen durch, bis nach und nach freieres Fahrwasser kam und wir noch an demselben Tage Hebron erreichten.

Auf derselben Strecke von Okak nach Hebron machte ich seiner Zeit meine erste weitere Schlittenreise. Auch zu Schlitten wird dieser Weg manchmal in einem Tag zurückgelegt, und in der Hoffnung, daß mir dies auch so glücken würde, fuhr ich an einem Februar-Morgen bei 18 Gr. R. Kälte mit 2 Eskimo ab. Als wir aber wenig Stunden von Okak entfernt waren, hörten wir ein eigenthümliches Brausen und Krachen. Die Hunde wurden angehalten, und wir horchten, was das wäre. Da wurde es den Fuhrleuten bald klar, daß die Eisdecke durch hohe Wellen oder sogenannten Grundschwall aufgebrochen oder sogar noch fortwährend im Aufbrechen begriffen sei.; denn es dauerte nicht lange, so fühlten wir, wie sich unter unsern Füßen das Eis begann zu heben und zu senken. Dadurch entstehen erst einzelne Risse und Spalten, bis nach und nach aus der festen glatten Eisdecke ein Chaos von einzelnen herumschwimmenden größeren und kleineren Eisstücken entsteht. Es war nun natürlich klar, daß wir unsere Reise auf dem gewöhnlichen Wege nicht fortsetzen konnten, entweder mußten wir die Reise ganz aufgeben oder theilweise einen beschwerlichen Landweg

über Berg und Thal einschlagen. Nach einiger Berathung wurde letzteres beschlossen, und so legten wir an diesem Tage doch noch den halben Weg zurück, in der Hoffnung, am nächsten Tag Hebron zu erreichen. Unser Nachtlager schlugen wir in einem alten unbewohnten, ziemlich verfallenen Eskimohaus auf, indem wir den eingedrungenen Schnee theils hinausschafften theils am Boden festtraten, und nachdem das fehlende Fenster durch eine Tafel von hart gefrorenem Schnee ersetzt worden war. Statt einer Nacht mußten wir aber in dieser Behausung 3 Nächte verbringen, denn so lange hielt ein in der Nacht einbrechendes Unwetter mit Schnee und Sturm an. Endlich ging's weiter, aber der neugefallene weiche Schnee ließ uns nur langsam vorwärts kommen, zudem hatten sich die Zughunde in jenen Tagen mit sehr mäßigem Futter begnügen müssen, daher sie schneller ermüdeten. Uns Menschen ging es freilich nicht viel besser, denn auch wir hatten uns mit unserm Proviant nicht auf so lange Zeit eingerichtet. Kurzum, es war auf den abermaligen Umwegen wieder unmöglich Hebron in einem Tag zu erreichen, wir mußten noch eine Nacht in einem schnell aufgebauten Schneehaus verbringen, bis wir endlich am 5. Tag an unser Ziel gelangten. So ein Schneehaus wird etwa in einer halben Stunde aufgebaut, indem der durch Sturm und Kälte fest gewordene Schnee mit langen Messern in große viereckige etwa 8" dicke Platten geschnitten wird, und indem diese Schneeplatten dann im Kreise herum dicht an einander aufgestellt werden; je nachdem das Haus mehr oder weniger Menschen aufnehmen soll, 7—10 Fuß Durchmesser, und so hoch, daß man wenigstens in der Mitte aufrecht darin stehen kann. Die Schneeplatten werden recht künstlich aufeinander gebaut, so daß das Dach aus einem schönen runden Gewölbe besteht. Als Eingang bleibt nur ein enges Loch, welches man, wenn man durchgekrochen ist, mit einer Schneetafel als Thüre

verschließt. Bei Tag läßt der hart gefrorene Schnee auch ohne Fenster etwas Helligkeit eindringen; am Schönsten ist es aber bei Beleuchtung, wenn die Thran-Lampen oder ein paar mitgebrachte Talglichter angezündet werden, da glänzt und glitzert das ganze Haus wie ein wahrer Krystall-Pallast. Die Hauptsache ist bei so einem Haus, daß man gegen Wind und Schnee geschützt ist; gegen die Kälte verwahrt man sich auf seinem Schneelager durch Eisbär- und Rennthier-Felle oder wollene Decken u. s. w. Wenn dann das frugale Nachtmahl eingenommen ist, und man sich dem Schutze des Herrn und Seiner heiligen Engel empfohlen hat, so kriecht man in einen sogenannten Schlafsack hinein; dies ist ein langer Sack aus Seehundsfellen, inwendig mit Rennthierfell gefüttert, diesen zieht man bis über die Ohren und schläft gewöhnlich recht gut in dem provisorischen Gasthofe.

Doch mit jener Schlittenreise bin ich noch nicht ganz fertig. Um auf dem Rückweg nach Okak nicht wieder den beschwerlichen Weg über steile Berge machen zu müssen, warteten wir in Hebron ab, bis sich neues Eis gebildet hatte. Auf demselben schlugen wir dann den nächsten Weg ein, aber es zeigte sich bald, daß das Eis noch nicht überall die gehörige Festigkeit erlangt habe. Ein nebenher laufender, uns von Hebron begleitender Eskimo brach durch, konnte sich zwar wieder heraushelfen, mußte aber nach dem kalten Bade mit ganz durchnäßten Kleidern eine halbe Stunde weit zurücklaufen. Ganz wohl war mirs bei der Sache wohl nicht, aber die beiden Fuhrleute meinten ganz ruhig, es hätte nichts zu sagen, es würde schon gehen. Die Hunde, die nun gut ausgeruht waren, und sich gut ausgefüttert hatten, wurden zu vollem Lauf angetrieben und so hatte der schnell dahin fliegende Schlitten nicht Zeit genug einzubrechen, wiewohl sich das Eis unter demselben stets senkte und bog und das Hinterende der Schlittenkufen es durchschnitten, so daß eine Wasserstraße

hinter uns zurückblieb. Nach und nach kamen wir an festeres Eis und erreichten Okak ohne Unfall.

Leider erlaubt es meine Zeit nicht, weiter zu schreiben, was ich über die Eskimo und namentlich darüber sagte, ob die Mission etwas, oder was sie ausgerichtet hat, seit ihrem Bestehen. So viel ist gewiß, daß auch jetzt noch viel zu wünschen übrig bleibt, und daß auch unter unsern Getauften noch viele sind, die dem Namen Christi keine Ehre machen, aber dennoch dürfen wir zum Preise des Herrn sagen, daß sich die Kraft des Evangeliums noch immer an vielen Seelen beweist und daß sich bei vielen ein recht kindlicher, einfältiger Glaube an unsern Herrn und Heiland findet und daß viele in Ihm Ruhe und Friede für ihre Seelen finden. In was für einen traurigen Zustand lebten dagegen oder leben noch die heidnischen Eskimo. Ihr ganzes Leben wurde nur von Furcht regiert, theils Furcht vor dem bösen Geiste oder auch Furcht vor einander selbst, denn Mord und Todtschlag kam unter ihnen nicht selten vor; und wenn einmal eine Mordthat verübt worden war, so zog dies in der Regel mehrere andere nach sich, weil die Blutrache unter ihnen von Kind auf Kindeskind fortging und übertragen wurde. Ueberhaupt kann man nicht sagen, daß die Eskimo (wenigstens der hiesige Stamm nicht) von Natur gutmüthig sind, sondern sie waren Diebe und Mörder, wovon man ältere und neuere Beweise genug hat (Capitän Ehrhardt ermordet 1752) und noch im Herbst 1859 wurden in der Ungava 11 Schiffbrüchige ermordet ꝛc. Dagegen leben wir jetzt doch gar sicher unter unsern Bekehrten, wenn auch bei manchen die alte Natur etwas durchblickt. Unter den Heiden kam es ferner öfters vor, daß sie Kinder umbrachten oder auf den Berg aussetzten, z. B. von Zwillingen wurde sicher das eine getödtet ꝛc.

Von der Schule mag noch bemerkt sein, daß dieselbe nur etwa von Oktober bis Mai regelmäßig kann gehalten werden, weil die Familien des Erwerbs wegen sich zerstreuen müssen. Die Kinder kommen aber gern zur Schule. Sie lernen fast durchgängig gut lesen, außerdem schreiben, singen, biblische Geschichte. Im Rechnen bringen es wenige zu einiger Fertigkeit; dennoch sind die Eskimo im Ganzen praktisch genug, oder ein gewisser Instinct leitet sie, daß sie sich eigentlich nie zu ihrem Schaden verrechnen. Als Zahlen sind nun fast durchgängig (beim Schreiben wie Sprechen) unsere deutschen Zahlen eingeführt. In ihrer eigenen Sprache hatten die Eskimo nur Worte für Zahlen bis auf 5. Das weitere wurde zusammengesetzt 2 mal 3 = 6, 2 mal 4 und 1 = 9 u. s. w. Höhere Zahlen drückten sie eigenthümlich aus, was man auch heute noch manchmal hört: Hatte einer 20 Seehunde bekommen, so hieß es, er hat die Glieder eines Menschen oder kurzweg einen ganzen Menschen bekommen, nehmlich die Finger und Zehen eines Menschen zusammengezählt. 40 sind daher 2 Menschen, 70 aber ist $3\frac{1}{2}$ Mensch u. s. w.

Brief eines Eskimo.

Der National-Gehülfe Nathan in Zoar in Labrador schrieb, nachdem er von dem Br. L. Th. Reichel in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz einen Gruß erhalten hatte, welcher ihm große Freude machte, in Erwiederung dieses Grußes folgenden Brief an genannten Bruder:

Wir Eskimo danken dem Herrn sehr, daß er unser Schiff wieder ohne Schaden nach Labrador gebracht hat, denn Gott läßt bis daher seine Geschöpfe durch seine h. Engel bewahren. Auch wir, die wir hier in Zoar wohnen, danken sehr und sprechen nakungmek! nakungmek! Dank! Dank!

Ja der Herr sieht auf alle, die zu Jesu Christo beten, wir fühlen auch, daß der Heiland unsere schwachen Gebete erhört und nicht verachtet. Und ich Nathan danke, daß meine Stimme gehört wird (ist gemeint, daß er diesen Brief schreiben darf), in Erwiederung auf die Grüße, die wir am 13. August empfangen haben, und daß auch unser vor Jesu gedacht wird. Ich kann nicht viel Worte haben, aber ich will in Erwiederung ein wenig schreiben.

Auch in diesem Jahr ist Gottes Allmacht und Güte sichtbar geworden, und er hat uns bis hierher gepflegt und getragen. Ja wir Eskimos hier in Zoar müssen den Herrn anbeten, daß er uns Tag und Nacht behütet. Möchten auch alle Kaffern hören, wie freundlich der Herr ist gegen uns und gegen alle Menschen auf der Erde, und daß seine Barmherzigkeit unverändert ist bis an der Welt Ende. Ich Nathan, der ich dieses schreibe, bin wohl sehr gering und kann von mir selbst nichts, wenn ich selbst etwas thun will, so fehle und irre ich oft. Möchte der Geist Gottes auf uns alle ausgegossen werden!

Ihr lieben Geschw. und Freunde, die wir wohl nicht sehen können, die aber der Herr kennt, der auch die Heiden zu sich kommen heißt, weil er am Kreuz für uns gestorben ist und sein Blut vergossen hat, es ruft noch heute: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Deßwegen grüßen wir Euch alle im Namen des dreieinigen Gottes. Möchten diejenigen immer mehr werden, die da glauben an Gott den Schöpfer Himmels und der Erden.

Wir sind auch sehr dankbar, daß unser Schiff am 12. August hieher nach Zoar gekommen ist, wir erkennen daran Gottes Güte, und daß Seine Führung stets richtig ist, und daß Er uns behütet, wo wir auch sind. Wir wünschten sehr, daß wir stets mit Ernst und Geduld das Heil unsrer Seelen bedenken möchten, und dem Herrn recht vertrauen.

Möchte auch Br. Reichel und seine Mitarbeiter und Gehülfen stets stark sein in dem Herrn dem allmächtigen! Lasset uns gemeinschaftlich beten zu dem Einen Herrn Jesu Christo, der für uns gestorben ist, daß wir bewahrt bleiben vor allem Schadenbringenden bis zum Tod. Liebe Geschwister, lasset uns auch denken an die Heiden, die noch da und dort wandeln auf dem breiten Weg, damit überall auf der Welt der schmale Kreuzesweg gebraucht werde! Besonders die Kaffern grüßen wir Eskimos alle, und sagen noch, daß wir hier in Zoar sehr nach einer neuen Kirche verlangen, weil wir jetzt mehr Einwohner sind wie früher; der Herr helfe uns in unsrer Gemeine, daß wir immer treuer werden im Gebet! Nun grüßt Euch alle sehr die Gemeine in Zoar, auch unsre Lehrer grüßen Euch, und wir wünschen sehr, daß unser Schiff wieder ohne Schaden in Euer Land zurück kommen möge.

Ich bin Nathan.

(Der Schullehrer Thomas fügte noch bei):

Auch ich Thomas freue mich und danke, weil ich höre, daß auch die Kaffern sich zu Jesu bekehren. Da rufe ich Euch in wenig Worten zu: Aksuse! Seid stark! und lasset uns alle recht zu Jesu uns bekehren, der für Euch und für uns gestorben ist; denn nur wer unveränderlich bei ihm bleibt, wird am Ende der Welt selig werden.

Den Wohnort dieses lieben Briefstellers aus der Eskimo-Nation, welchen wir als einen Bruder im Herrn unbekannt und doch bekannt lieb haben müssen, zeigt

das Titelbild.

Es stellt die Lage von Zoar, der jüngsten unter den fünf bis jetzt in Labrador bestehenden Stationen, dar. Man sollte nicht denken, daß es an der im Allgemeinen so öden und von Felsen starrenden Küste

Labradors auch solche Gegenden, wie diese hier, zu finden seien: Wie sanft erhebt sich das Uferland aus den klaren Fluthen der heimlichen Bucht, und steigt allmählich hinan zu den verschiedenen Höhen, welche mit ihren gefälligen Formen einen malerischen Hintergrund bilden, während der Vordergrund mit verschiedenen Waldpartien geschmückt ist, die sich zum Theil bis auf den Rücken der nächsten Höhen hinaufziehen. Dazu muß man wissen, daß diese Waldungen aus mehreren Baumarten, Fichten, Lärchen, Weiden und Erlen bestehen, welche mit den Schattirungen ihres verschiedenen Grüns im Sommer einen in der That lieblichen Anblick gewähren. Die Umgebung von Zoar ist aber auch eine der schönsten Landschaften Labradors, welche die Missionare bis jetzt dort kennen, und sie waren froh, eine solche zu finden, als sie einen Platz für eine zwischen Nain und Hoffenthal neu zu gründende Station suchten. — Nicht darum aber, weil sie ihnen der Naturschönheit wegen gefiel, suchten sie gerade in dieser Gegend einen passenden Bauplatz zu einer Missionsniederlassung ausfindig zu machen, sondern weil sie ihren Eskimos wegen der hier besonders ausgiebigen Jagd und Fischerei gefiel und deswegen von den Bewohnern Hoffenthals und Nains Viele den Sommer dort verbrachten, — damit diese bei der Sorge für ihres Leibes Nahrung und Nothdurft nicht immer so lang das Brod und Wasser des Lebens für ihre Seele entbehren müßten — darum wurde in dieser Gegend am 27. September 1864 der Grundstein zu dem ersten Haus gelegt, welches im Mai des nächsten Jahres weiter gebaut und endlich bis in den Juni 1866 soweit bewohnbar gemacht wurde, daß Br. Elsner von Nain mit seiner Familie daselbst einziehen konnte. — Dieses Haus, in welchem auch zugleich die Versammlungen gehalten werden, bis mit Gottes Hülfe der beabsichtigte Kirchenbau vollendet sein wird, ist auf dem Bilde zu sehen, in letzter Zeit das

andere, kleinere Gebäude, ein Vorrathshaus dazu gekommen. Die dahinter angelegten Blockhäuser der Eskimos sind aber nicht zu sehen. — Von den Eskimos selbst dagegen sind Einige hier zu sehen, wie sie auf dem Wasser der Bucht in ihren Kajaks umherschwimmen. Der schwarze Felsen linker Hand gehört einer Insel an, und steht als Wahrzeichen für Labrador da.

Die Missionsgemeine in Zoar bestand Ende 1869 aus 96 Eskimos und wird gegenwärtig von Geschw. Elsner und Weiler bedient. — Verschiedenes aus der Zwischenzeit ist zu lesen Jahrgang 1867 Seite 46; Jhrg. 68, S. 22 und Jhrg. 70, S. 23 dieses Blattes.

Nachrichten.

Moskitoküste. Die dortigen Missionsgeschwister sind in der letzten Hälfte des vorigen Jahres durch häufige und theils recht schwere Krankheiten heimgesucht worden. Br. Martin in Ephrata und Br. Lundberg in Bluefields hatten ein besonders schweres und langes Krankenlager. Das dortige Klima ist eben im Ganzen ungesund und erzeugt namentlich sehr häufig Fieber. — Geschwister Blair sind nun an dem neuen Platz, Kukallaya.

Westhimalaya: In Pu hatten Geschwister Pagell mit ihrem kleinen Gemeinlein am 11. Dec. vor. J. einen besonderen Dank- und Freudentag. Es wurde nehmlich ihr neuer kleiner Betsaal eingeweiht: Als die zur Feier angesetzte Stunde gekommen war, stieg Josef, der Erstling, auf das Dach des Saals und lautete, und siehe da — wie die lieben Geschw. die vorangegangene Woche hindurch den Herrn gebeten hatten, so that Er auch und schickte nicht weniger als 60 Personen, die den Saal gleich zur Hälfte füllten, und sich auf den zu dem Zweck herbeigeschafften langhaarigen Ziegenfellen niederließen. Nach dem, mit einer Harmonika begleiteten Gesang einiger Verse

hielt Br. Pagell das Einweihungsgebet und dann eine Rede über Zachäus. — Nachmittags waren die Geschwister mit den 6 auf dem Missionsgrundstück wohnenden Personen bei Thee versammelt. —



Vermischtes.

Elephantengeschichte: Einwohner Enons befanden sich auf dem Rückweg, von einer weiteren Fahrt, und wurden auf demselben von der Nacht überfallen, welche sie gern oder ungern unter freiem Himmel zubringen mußten. Sie legten sich in ihren Wagen zur Ruhe. Aber nicht

lange, so wurden sie plötzlich durch starkes Geräusch und schweres Getrampel aus dem Schlafe aufgestört. Bald wurde es ihnen mit Schrecken klar, daß eine Heerde Elephanten im Anmarsch sei, die das nächste Wasser aufsuchten. Auf diesem ihrem Weg aber mußten die Thiere, das war den Leuten sogleich klar, in grader Richtung auf den Reisewagen stoßen, welchen sie fürs Erste kurz und klein getreten haben würden. Um nun diese ungebetenen Gäste auf andere Wege zu bringen und sich vom Leibe zu halten, fingen die Reisenden an, aus aller Macht mit ihren Peitschen zu knallen und setzten dies, unter beständigem Seufzen zum Herrn um Seine Hülfe, bis zum Morgen fort, indem sie von Zeit zu Zeit einander ablöseten. Zuletzt aber konnte kaum Einer von ihnen noch die Peitsche schwingen, so erschöpft waren sie sowohl von der körperlichen Anstrengung, als auch von der heftigen Gemüthsbewegung. Da endlich beliebte es den gefürchteten Thieren den Rückweg anzutreten, nachdem sie sich so lange nur in einer ehrerbietigen Entfernung hatten halten lassen. Das war aber eine angstvolle Nacht gewesen, und wie dankten die lieben Leute dem Herrn, als sie glücklich überstanden war.

Eine andere Gebetserhörung: Eine Frau in Enon, deren Mann auswärts in Arbeit stand, kam, da sie daheim für sich und ihre Kinder nicht genug verdiente, oft in große Noth. Wieder hatte sie Tage lang gehungert; da gedachte sie, den Herrn einmal recht ernstlich zu bestürmen. „Du mußt, wenigstens um meiner Kinder willen helfen!“ so rief sie unter Anderem. Dann geht sie mit ihrem Sohn in den Wald. Siehe da, ein Buschbock; das sonst so scheue Thier bleibt stehn; ein Stein, aus der Hand des Knaben, trifft es an die Stirn und tödtet es. — So gab der Herr Speise zu Seiner Zeit.

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Preis für den Jahrgang pränumerando 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden bei jedem Postamt, oder in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	„	E. Th. Braths.
Niesky	„	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	„	Pred. M. Voullaire.
Gnadenfrei	„	G. Haus.
Neudietendorf	„	A. Panke.
Ebersdorf	„	E. Enkelmann.
Neuwied	„	E. R. Verbeek.
Berlin	„	Diak. Erxleben.
Gnadenberg	„	Th. Gardin.
Goldberg	„	Th. Raillard.
Bremen	„	R. Meder, Ansgarii-Kirchhof 7.
Basel	„	Felix Schneider.
Stuttgart	„	J. H. Roser.
Königsfeld	„	D. F. Redslob.
Bethlehem	„	H. T. Clauder.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei
C. H. Pemsel.

Nr. 5. September 1868.

Brüdermissions-Blatt für Kinder.



Gnadau.
Verlag der Unitäts-Buchhandlung.



Brüder-Missions-Blatt

für

Kinder.

Nr. 5. September 1868.

Anfang der Labrador-Mission.

Herkunft der Eskimo's.

Lange Zeit vor Christi Geburt herrschte in der jetzigen Tartarei ein Chan, Namens Ogus. Dieser unternahm einmal einen großen Kriegszug in die südlichen Länder Asiens mit den ihm unterworfenen verschiedenen Völkerschaften. Einige derselben aber blieben auf halbem Wege zurück, weil sie des tiefen Schnees wegen über das Hochgebirge nicht folgen konnten oder wollten. Da hatten sie denn für Spott nicht zu sorgen; und weil sie sich für solche Kriegszüge als unbrauchbar gezeigt hatten, wurden sie von den Nachfolgern des Ogus verachtet und endlich gar aus dem Lande gedrängt. Die Vertriebenen zogen sich nach und nach vor ihren Drängern bis in den äußersten Winkel des nordöstlichen Asiens zurück. Aber auch hier hatten sie keine Ruhe; und da sie hörten, daß von da der Weg über das Meer nach einem andern Lande nicht sehr weit sei, so wagten sie die

Ueberfahrt dorthin, theils quer durch die Behringsstraße, theils über die Inselkette der Aleuten. So kamen sie nach dem Norden von Nordamerika. — Nahe an der Küste des Eismeeres sich haltend, zogen sie weiter und weiter, um die Hudson-bai herum, an der Küste des atlantischen Oceans hinunter, bis gegen Canada hin. — Da aber kam von Süden her ein anderes, stärkeres Volk von der Nation, die man jetzt mit dem allgemeinen Namen der Indianer bezeichnet, und drängte die neuen Ankömmlinge wieder zurück, so daß sie größtentheils bis über den 60. Grad hinaus das Land räumen mußten, und nur Wenige zerstreut an der Küste des jetzigen Labrador, unter südlicheren Breiten, zurückbleiben konnten. Die weiter nach dem Norden zu Geflüchteten breiteten sich an den Küstenstrichen und auf den Inseln des Eismeeres aus. Im 14. Jahrhundert setzte ein Theil auch nach Grönland über, und ließ sich an den bisher von den mächtigen Normännern bewohnten, nun aber durch den „schwarzen Tod" (Pest) fast ganz entvölkerten Küsten nieder.

Diese Leute nun, deren Wanderungen ich euch so ausführlich beschrieben, sind eben keine anderen, als die euch schon oft genannten und theilweis bekannten Eskimo's, welche bis auf den heutigen Tag unbehelligt an ihren vor 500 Jahren gefundenen Ruheplätzen geblieben sind; denn ihre öden, unwirthbaren, kalten, meist von Felsen und Eis starrenden Küsten und Inseln sind für Niemand anziehend, außer für Handelsleute, und die Boten des Friedens.

Der Name Eskimo ist dieser Nation von den Indianern, ihren Feinden, gegeben worden, in deren Sprache Eskimantsik rohessen heißt. Dies bezieht sich darauf, daß die Eskimo oft ungekochtes, nur an der Luft getrocknetes Fleisch essen. — Sie selbst aber nennen sich Innuit (Menschen, Einwohner) oder Karalit, Karaler. Ihre Herkunft aus Mittel-Asien und Verwandtschaft mit den dortigen mongolischen Völkern,

namentlich den Kalmücken, sieht man ihnen bald an. Sie sind eher klein als groß, haben kleine, zarte Hände und Füße, aber breite Schultern. An dem verhältnißmäßig großen Kopf ist ein breites, plattes Gesicht mit eingedrückter Nase. Die Backenknochen stehen auffallend hervor; die kleinen Augen sind schwarz; ebenfalls schwarz sind die langen, straffen Haare. Die Hautfarbe aber ist noch dunkler als bei den asiatischen Mongolen. Mit den Bewohnern des nördlichen Sibiriens und Kamschatka's findet man bei den Eskimo's die meiste Aehnlichkeit, wie in vielen andern Stücken, so auch in dem,

was man von ihrer Religion weiß,

welche, wie im Allgemeinen bei den Bewohnern der Porlarländer, in dem finstersten Aberglauben an Geister und Zauberei besteht. Damit es euch recht klar wird, wie dankenswerth es ist, daß auch die Eskimo's Gelegenheit bekommen haben, Den kennen zu lernen, der ein Licht ist, zu erleuchten die Heiden, muß ich euch doch mittheilen, was Alles unsre Brüder bei ihnen von ihrem ursprünglichen Aberglauben kennen gelernt haben: Es giebt, so meinen sie, zwei große Geister; Torngarsuk, ein guter, menschenfreundlicher Mann, wohnt im Wasser und beherrscht die Walfische und Seehunde, um welche er in Zeiten des Mangels mit großem Lärm angerufen wird. Suppergukfoak, eine alte Frau, wohnt im Innern des Landes, wo sie über die Rennthiere herrscht und sie, wenn die Innuit deren benöthigt sind, ihnen hinausschickt; fehlt es ihnen daran, so rufen sie: Kait, kait (komm, komm)! Bei ihr finden sich die Seelen der Verstorbenen ein, um Rennthiere zu jagen. — Der Verkehr mit diesen zwei großen, wie mit den vielen kleineren Geistern, welche die Elemente beherrschen, wird aber den Angekoks (Wahrsagern, Zauberern) überlassen. Diese rühmen sich eines näheren Umgangs mit Torngarsuk. Im Namen desselben ertheilen sie ihren Rath

in Krankheiten oder für günstige Zeiten zum Fang von Seehunden und Fischen, unter vielen Gaukeleien, und betrügen sich selbst und Andere. Die heidnischen Eskimo's glauben auch an Hexen und Gespenster, sowie an die Kraft von Amuleten und Zaubergehenken. Ueber den Aufenthaltsort der Verstorbenen sind die Meinungen verschieden; Einige suchen ihn im Meer, weil sie daher die meiste Nahrung bekommen, Andere im obersten Himmel über dem Regenbogen. Darin aber sind sie Alle einig, daß den Abgeschiedenen als Seligkeit ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren zu Theil wird; nachher kommen sie in die stillen Wohnungen. Die Hölle ist in der unterirdischen Gegend, in welcher Licht und Wärme fehlt, und Schrecken und Angst ohne Ende herrscht. Missionar Miertsching, welcher als Dolmetscher die von 1850—54 ausgeführte „Nordpol-Expedition" begleitet hat, berichtet von Eskimo's, welche unter Anderm auf Bathurst unter dem 75. Gr. n. Br. waren; von denselben sagte ihm Einer: „Ueber uns ist ein sehr großer blauer Kasten, das Haus der Sonne. Am Tage und im Sommer ist die Sonne lange nicht in ihrem Hause; aber wenn sie ins Haus geht, wird es dunkel; und weil in dem Hause lauter kleine Löcher sind, durch welche sie aus ihrem Hause auf die Erde sehen kann, so leuchtet sie hindurch, und das sind die Sterne." Von einem zukünftigen Leben nach dem Tode haben auch die dortigen Eskimo's eine eigenthümliche Vorstellung: „Es gibt", behaupten sie, „zwei Länder, ein schönes und ein nicht schönes Land. In dem ersteren wohnt ein guter Geist, der dort das Wild bewacht, daß es nicht aus dem Lande weggeht; in diesem, dem schlechten Lande, wohnt ein böser Geist, der den Menschen immer Böses zufügt. Die Wohlthätigen kommen dorthin, wo immer die Sonne scheint und warmes Wetter ist, und man die unzähligen Rennthiere und Seehunde mit den Händen fangen kann.

Daß und wie den grönländischen Eskimo's das Licht des Evangeliums in ihre Finsterniß gebracht worden, ist Nr. 2—4 im Jahrgang 1866 dieses Blattes zu lesen; nun vernehmt,

wie die Stunde des Herrn für die Eskimo's in Labrador kam:

Bei den Brüdern der seit 1732 in Grönland bestehenden Mission hatte bald die Vermuthung Raum gewonnen, daß die Grönländer aus Nord-Amerika herübergekommen und daß dort auch solche „Karalit" leben müßten, unter denen es auch für den Heiland etwas zu thun gäbe. Im Jahr 1749 nun kam auf dem 1748 gebauten, von Br. Garrison, als Capitän, geführten Gemeinschiff Irene der ebenfalls zur Brüdergemeine gehörende holländische Steuermann und Walfischfänger Erhardt auf Besuch nach Neu-Herrnhut, wo er über die aus heidnischen Grönländern gesammelte Gemeine eine große Freude hatte. Derselbe faßte den von den dortigen Brüdern ausgesprochenen Wunsch, auch an den, Grönland gegenüberliegenden, Küsten Amerika's eine Mission gründen zu können, mit großer Lebhaftigkeit auf. — Kaum war er nach Europa zurückgekehrt, so schrieb er unterm 20. Mai 1750 an den Bischof Johannes von Wattewille wie folgt: „Wer unsre Sache in Grönland gesehen, was der Heiland an den armen Heiden gethan, dem gehen gewiß Herz und Augen von Freudenthränen über, wenn man anders ein Herz hat. Sie sind gewiß ein funkelnder Rubin in des lieben Heilandes güldenem Gürtel, wie heute einer unsrer Texte heißt (Offb. 1, 13), und ich glaube, daß der Heiland sich in diesen nördlichen Gewässern noch manches solcher Steinchen zu Seiner Ehre und Zierde sammeln und einsetzen will. Um dieser Sache willen sind mir die Gegenden zwischen New-Foundland und der Hudsonsstraße besonders aufs Herz gefallen. — Nun, lieber Johannes, du weißt schon, daß ich ein

alter Grönlands-Fahrer bin; ich habe auch die nördlichen Länder, wie auch die Indianer und Wilden erstaunlich lieb. Ich machte mir eine Herzensfreude daraus, wenn mich der Heiland zu dem Gebrauch fähig erkennte und wählte. Es ist wohl kein gemächlicher Plan, aber es ist mir doch von Herzen so, ich denke vor dem Heiland: ist das Werk von Dir, so hilf zu Glück, wo nicht, so ist es ein gutes Project, dabei Niemand etwas verliert."

Dies waren nicht vergebliche Worte; man ging in der Brüdergemeine auf diesen Vorschlag ein und machte Versuche, ihn auszuführen. — Man bat bei der Hudsonsbai-Compagnie um Erlaubniß, in ihren Gebieten das Evangelium den Wilden predigen zu dürfen; erhielt sie aber nicht. Da suchte man einen andern Weg, um zum Ziele zu gelangen: Es hatten unterdessen bereits drei Brüder in London ein Schiff ausgerüstet, um an der, nicht der erwähnten Compagnie gehörenden, Küste von Labrador Fischthran und Pelzwerk einzuhandeln, welches unser Erhardt, als Oberkaufmann, zu begleiten mit Freuden sich bereitwillig finden ließ. Diese Gelegenheit nun benutzte man sogleich zum Versuch einer Missions-Niederlassung in Terra Labrador. Zu diesem Zweck wurden vier Brüder dem genannten Schiff mitgegeben. Dieselben nahmen ein fertig gezimmertes Haus mit, ein Boot, und allerhand Geräthschaften und Sämereien. — An Bord der Hope, so hieß das Schiff, erreichte die Gesellschaft am 11. Juli 1752 glücklich die südöstliche Küste von Labrador. — (Forts. folgt).

Reise eines Missionars in Südafrika.

Vorbemerkungen.

Daß in Südafrika weitere Reisen in Ochsenwagen gemacht werden, ist euch bekannt. Im All-

gemeinen und in der Kürze habe ich euch auch schon einmal die derartige Reise eines Missionars beschrieben. Ich nehme an, daß schon jene euch angezogen hat, und daß dies bei einer ausführlicheren und genaueren Beschreibung einer solchen Reise um so mehr der Fall sein wird, daher ich dieselbe euch im Folgenden gern gebe. — Wir wollen den l. Bruder, welcher die Reise gemacht und deren Beschreibung, euch zu Liebe, mir zur Benutzung überlassen hat, selbst reden lassen:

„Der Ochsen-Reisewagen ist nicht nur Fuhrwerk, sondern auch Herbergsstätte und Nachtquartier. Sind der Reisenden so Viel, daß sie zum Schlafen im Wagen nicht Platz haben, so wird noch ein Zelt mitgenommen. Auf die Weise muß man sich helfen, weil es je weiter in das Innere des Landes hinein, desto weniger Ortschaften auf dem Wege gibt, wo man Unterkommen finden könnte. Aus demselben Grunde muß aber ein solcher Wagen auch eine Vorrathskammer für Speisen und Getränke abgeben. Da muß Brot, Mehl, Reis, Kaffee, Zucker, Thee, getrocknetes Fleisch ꝛc. Platz finden. Wenn man sich nun, wie wir, auf sechs Monate mit Reisebedürfnissen versorgen muß, so könnt ihr euch denken, daß ein Wagen, in welchem neben den vollständigen Gebetten, Kleidern und der Wäsche, noch Nahrungsmittel für so lange Zeit ausreichend vorhanden sein sollen, schon einen bedeutenden Umfang haben muß. —

Seiner Bestimmung nach muß nun aber ein solcher Wagen auch besonders eingetheilt und eingerichtet sein: Im Hintergrund hängt ein starker Bettrahmen mit einer breiten Matratze für zwei Personen. Das nennt man Kadel, dessen vorderer Rand am Tag zum Sitzen dient; unter diesen Kadel schiebt man Koffer und sonstiges Gepäck. Die „Kostkiste“ mit den Lebensmitteln und dem Eßgeschirr dient dem Wagengenführer, zu dem sich auch manchmal der Ochsentreiber gesellt, zum Sitz. Außen am Wagen hängt das Zelt, welches an Ausspannplätzen zum Schutz bei Tag

und Nacht dient. Ein Mann gibt den Treiber (der Ochsen), der Andere den Leiter (des Wagens) ab. Letzterer hat die Vorder-Achsen mit einem Riemen auf ungleichem Wege zu lenken und an den Ausspannplätzen zu besorgen. Der Treiber regiert die Zugthiere mit der langen Peitsche und ermuntert sie zum Ziehen, indem er sie bei ihren Namen ruft, welche bei unsern 14 Ochsen die Kinder bald einstudirt hatten. Aber nicht nur für Kinder, sondern noch mehr für die Erwachsenen sind diese Thiere im Einzelnen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Und das verdienen und bedürfen sie auch; denn sie leisten viel, aber nur, wenn sie gehörig abgewartet werden. — Nun aber ist es Zeit,

die Reise selbst

zu beschreiben: — Es war am 26. August des Jahres 1859, als ich mit meiner Frau und zwei kleinen Söhnen von Gnadenthal aufbrach, um einige Missionsgemeinen zu besuchen; nachdem wir uns dem Schutz des Herrn befohlen hatten. Die erste Nacht konnten wir bei einem befreundeten englischen Gutsbesitzer verbringen. Am zweiten Tag erreichten wir unsern Predigtplatz Kopjes mit seinem niedlichen Kirchlein; in dem angebauten Stübchen nahmen wir unsre Herberge. Am folgenden Tag, einem Sonntag, predigte ich vor einer Schaar weißer und farbiger Zuhörer. — Bald nach unserm Aufbruch von hier holten wir eine aus Männern, Frauen und Kindern bestehende, 20 Personen starke Kaffern-Gesellschaft ein, welche von der Kapstadt kommend nach ihrer Heimath zurückkehrten, nachdem sie eigenthümliche Schicksale gehabt hatten. Dieselben waren nehmlich mit vielen Andern ihrer Landsleute vor Jahr und Tag von einem unter ihnen aufgestandenen falschen Propheten betrogen und ins Unglück gestürzt worden; sie hatten auf sein Zureden all ihr Vieh geschlachtet, in dem ihnen beigebrachten Glauben, dasselbe werde wieder auferstehen

und dann würden sie über die Weißen herrschen. In Folge dessen trat bald eine schreckliche Hungersnoth unter den armen Betrogenen ein, an der Viele starben, bis die englische Regierung sich der Uebrigen annahm und sie nach dem Westen der Colonie brachte, um ihnen Verdienst zu verschaffen. Daß sie auf diese Weise ihr gutes Brot gefunden hatten, sah man an der oberwähnten Gesellschaft, welche ziemlich wohl genährt schien.

Für die nächste Nacht mußten wir uns dann Nomaden-mäßig einrichten. Das Erste war, daß das Zelt aufgeschlagen wurde. Dies aber geschieht auf folgende Weise: Es wird eine starke Stange im Boden befestigt, von deren Spitze das Zelttuch nach allen Seiten in gleicher Länge ausgebreitet und durch Leinen an Pflöcke, die in die Erde eingeschlagen sind, befestigt wird, so daß das Ganze die Gestalt eines Kegels bekommt. Drinnen werden dann Matten auf den Boden gebreitet und auf denselben mit Matratzen und Betten die Schlafstätten hergestellt. — Als es bei uns diesen Abend so weit damit war und wir den indessen bereiteten Thee im Zelt genießen wollten, wagte sich unser Kleinster anfangs nicht hinein, aus Furcht und in richtiger Vorahnung, der leichte Bau könne zusammenstürzen, bis diese Furcht endlich durch unser Zureden und noch mehr durch den Appetit nach dem Abendbrod überwunden wurde. Nach dem Abendsegen legten wir uns schlafen. Mitten in der Nacht aber weckte uns der Kleine mit dem Angstruf: „de wind waai zoo erg, tent vol om“ und wollte schon hinausspringen. Und in der That fehlte nicht viel, daß seine Worte wahr geworden wären. Es hatte sich ein starker Wind erhoben, welcher dem Zelt so zusetzte, daß wir Mühe hatten, es gehörig zu befestigen.

Am andern Morgen wurden des eingetretenen Regenwetters ungeachtet die Zurüstungen zur Weiterreise

gemacht. Der Kaffeekessel wurde über das Feuer gehängt; nach dem Morgensegen genoß man das Frühstück; — auch unsre treuen Zugthiere nahmen ihren Morgenimbiß ein. Der Wagen wurde hierauf wieder bepackt, das Zelt abgebrochen, und, nicht zu vergessen, auch das Wasserfaß wurde gefüllt. Der Leiter trieb die Ochsen von ihrer Weide herzu und stellte sie in Reih und Glied; der Treiber aber warf einem nach dem andern einen Riemen um die Hörner, fing sie so und zog sie an den Wagen zum Anspannen. — Erst zwei Stunden waren wir gefahren, siehe, da trafen wir das Relai (die untergelegten Zugthiere) an, welche vorausgeschickt worden waren, um das erste Gespann abzulösen. Munter ging es nun mit den frischen Ochsen weiter durch schöne Gegend; auf der einen Seite den rauschenden Sonderend, auf der andern das in mannichfachen Formen sich hinziehende Gebirge gleichen Namens.

Für die nächste Nacht richteten wir uns zum Uebernachten im Wagen ein, weil am Morgen noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen werden sollte. — Auf der vordern Wagenkiste, im Anblick des wundervollen Sternenhimmels, hielt ich den Abendsegen; o wie war dies so erhebend und feierlich! — Dann begab man sich beim Schein der im Wagen angebrachten Laternen auf den verschiedenartigen, zusammengedrängten Schlafstätten zur Ruhe, welcher wir uns ohne Sorge, die Zeit des Aufbruchs zu verschlafen, hingaben, denn der Treiber konnte fortfahren, so früh als er wollte, wir waren ja sicher, wenn nicht wachend, doch schlafend, mitzukommen. Bei warmer Witterung kommt man ohnedies nicht in Gefahr, im Wagen zu spät aufzuwachen, da die Hitze drinnen bald den Schlaf vertreibt. Der Morgen begann erst zu dämmern, als wir schon unterwegs waren; da glaubten wir, in einiger Entfernung viele einzelne, auf der Steppe zerstreute Menschen zu erblicken; was aber wurde uns bei näherer Besichtigung klar? es waren baumartige

Aloes, welche mit ihrem eigenthümlichen Wuchs die Täuschung bereiteten. Ueber den Bredrivier brachte uns und unser ganzes langes Ochsengespann eine Fähre, welche, wie es ja in Deutschland auch oft zu sehen ist, an einem auf Rollen laufenden Tau gezogen wird, glücklich hinüber, wofür wir um so dankbarer waren, da hier zu Lande nicht selten ein solches Tau reißt und dann die Fähre unaufhaltsam stromabwärts getrieben wird, wobei das größte Unglück geschehen kann. Die nächste Nacht verbrachten wir wieder im Freien. Am Morgen erreichten wir die nette Stadt Swellendam, eine der ältesten in der Colonie; nicht in, sondern hinter derselben machten wir Mittag, wobei wir entdeckten, daß uns ein frecher Dieb in der letzten Tag Fleisch u. a. aus der Vorderkiste gestohlen hatte. — Den Büffeljagds-Fluß konnten wir auf einer schönen Brücke passiren; so etwas muß man sich in einem Lande besonders schätzen, wo es oft auch keine Fähren, sondern nur unsichere Furthen gibt, durch welche, bei hohem Wasserstand, man auch gar nicht sich wagen darf. Auf dem weiteren Weg zogen die Einzäunungen der Ackerstücke unsere Aufmerksamkeit auf sich; dieselben bestehen hier aus Erdmauern, welche mit den baumartigen Aloes bepflanzt sind, deren scharlachrothe Blüthentrauben einen prächtigen Anblick gewähren. Auf diese verblümte Weise wird dem Vieh der unwillkommene Besuch der Felder und Gärten verboten.

Am nächsten Tag führte uns anfangs der Weg durch eine wasserlose Wüste. Nach langem Fahren zeigte sich endlich von Weitem eine Vertiefung mit Wasser; da war große Freude, und auch die schon ganz verschmachteten Thiere strengten ihre letzten Kräfte an, um bald ihren Durst stillen zu können. Aber welche, ganz eigentlich bittere Täuschung! was fanden wir? eine Pfütze mit salzigem, ganz braunem Wasser, welches selbst die Ochsen verschmähten. Uns freilich blieb nichts anders übrig, als uns desselben zu bedie-

nen, wenigstens zum Kochen des Reises, welcher dann ganz braun wurde, als wäre er reichlich mit Zimmet versehen. Dies glaubten auch die Kinder und langten um so freudiger zu, äußerten aber doch bald, er schmecke aardig (wunderbar); bei ihnen wie bei uns Allen konnte hier der Hunger seine Kochkunst beweisen. Unsern brennenden Durst konnten wir endlich bei einem christlichen Colonisten löschen. Ein uns begegnender Bauer schilderte die vor uns liegende Gegend mit den Worten: „Kerel, de wereld is morsch dood" (Kerl, die Welt ist mausetodt, d. h. ganz ausgetrocknet). Wir fanden es auch nicht viel besser. — In der sogenannten Langekloof, einem breiten und mehrere Tagereisen langen Thal, machten die vielen Paviane mit ihrem bellenden Geschrei unsern Kindern vielen Spaß. — In diesen Tagen erkrankte einer unsrer Ochsen; durch einen Aderlaß am Hals wollte man versuchen, ihn zu heilen; dazu mußte er aber erst festgebunden und auf den Boden geworfen werden; die Wunde wurde dann mit zwei Stecknadeln zugesteckt und mit Haaren aus seinem Schwanze verbunden. Am nächsten Tag konnte das Thier wieder ziehen. Es waren aber alle unsre Ochsen schon sehr matt, auch konnten sie auf ihren fast abgelaufenen Klauen kaum gehen. Es war die höchste Zeit, daß sie abgelöst wurden; und siehe, da erschienen zu unsrer Freude die frischen Zugthiere aus Clarkson.

Diese Ochsen bekamen bald Gelegenheit, ihre Kräfte zu erproben; zuerst bei dem sechsmaligen Durchfahren des Kromrivier, welcher sich mit seinen starken Krümmungen immer wieder in den Weg legt, dann aber vor Allem bei dem Fahren über den Karredoo-Berg, an dessen steilen Abhängen große Steine mit tiefen Löchern abwechseln, denen man nicht ausweichen kann (s. das Titelbild). Es war kein anderer Rath, als auszusteigen und den Wagen an Riemen zu halten; das waren Stunden voll Beschwerde und Angst, be-

sonders beim Hinunterfahren. Wie dankten wir dem Herrn, als wir glücklich im Thal anlangten*).

Eine Reise die Moskito-Küste entlang

müßt ihr euch nicht so schön und abwechselnd vorstellen, wie etwa den Rhein hinauf, oder auf den Schweizer Seen. Da ist kein Berg und Thal, keine Burg noch Stadt zu sehen, die Küste ist ganz flach, da ist gar keine Abwechselung, am Seeufer entlang ist ein flacher Sandweg etwa 10 Fuß breit, dann kommt Gebüsch und Mangro-Bäume. Wir fuhren die Nacht hindurch, passirten Great River und sahen am Morgen einige Indianer-Dörfer, d. h. 6 bis 8 einzeln stehende Häuser, deren Bewohner oft Monate lang abwesend sind. Wie schön würde es sein, wenn ihr einmal hierherkämet, und fändet 6 bis 8 Kirchlein am Seeufer aufgebaut und Gemeinen Jesu darum versammelt. O daß sich der Herr doch bald Schaareu aus den armen Indianern sammelte! — Wir hatten einen schönen Tag, der Wind war uns sehr günstig, und der Friedensbote durchschnitt schnell die tiefen Wasser, dennoch hatten wir den ganzen Tag zu fahren und kamen erst mit Sonnenuntergang zur brei-

*) Br Breutel, welcher mehrere Jahre zuvor auch die Fahrt über den Karredoo-Berg gemacht hatte, erzählt davon: Als ich meine Bedenken äußerte, wie man über den steilen Berg kommen werde, wurde mir der schlechte Trost gegeben, es seien ja Leute genug da, den Wagen zu halten; da konnte ich schon auf die Beschaffenheit des Weges schließen. Es war bei der Leitung keine Ordnung; und so geschah es denn auch bald, daß der Wagen umschlug, nachdem wir kaum ausgestiegen waren. Erst nach dem Abladen und Auseinandernehmen des Wagens konnte er wieder aufgerichtet werden. Beim Herunterfahren kamen erst die schlechtesten Stellen, bald lagen fußhohe Sandsteinblöcke quer über den Weg, bald ging die eine Seite des Wagens über zwei Fuß höher als die andere. Da wurden denn oben an beiden Seiten des Wagens starke Riemen befestigt, ihn daran zu halten. Ein echtafrikanischer Weg! Wie stark müssen die Wagen gebaut sein, um solches auszuhalten!

ten Mündung des Waunta-Flusses. Die Entfernung von hier bis Magdala ist 90 engl. Meilen. Am Tag über war ich recht seekrank gewesen, aber sobald wir in den Fluß einliefen, fühlte ich mich wieder wohl. Wir sahen hier am Seestrand etwa 20 Boote von Indianern, die den Fluß heruntergekommen waren, um sich Salz aus dem Seewasser zu kochen. Bald kamen einige Boote zu unserm Schiff und fragten, was wir bringen und ob wir Rum und Tabak haben. Die armen Leute wissen noch nichts Besseres. Wir sagten ihnen, daß der große Gott und Herr, der Himmel und Erde gemacht hat, uns gesandt habe, um ihnen eine Friedensbotschaft zu bringen. Da horchten sie aufmerksam zu, denn ich redete auf indianisch zu ihnen, während die Händler meist nur englisch zu ihnen sprechen.

Ich erzählte ihnen weiter, wie Gott (jawan aissa) seinen einigen lieben Sohn (ai lupia kumi) zu uns gesandt habe, um uns selig zu machen; wie er, um uns zu erretten, am Kreuze gestorben sei, und sein Blut bezahlt habe. Einige waren darüber erstaunt, andere achteten nicht weiter darauf und gingen fort. Wir hielten nun unsern Abendsegen auf dem Schifflein, und baten den Herrn, daß doch auch diesen armen blinden Indianern das Licht aufgehen möge. Uebrigens konnten wir nicht schlafen, denn die Sandfliegen kamen in Schaaren, um Blut zu saugen.

Ganz früh um 3 Uhr brach ich am nächsten Morgen auf mit noch einem Gefährten, wir verließen das Schiff, ein kleines Boot brachte uns zum Seestrand, und nun ging es zu Fuß weiter. Es war ein kühler Morgen, die See war ruhig, und wir wanderten schnell auf sandiger Straße dahin. Wir kamen an einigen Gräbern vorbei. Da muß ich euch doch erzählen, wie die Wullwa-Indianer ihre Todten begraben: Viele Männer und Frauen versammeln sich um das Haus, wo der Leichnam liegt. Die Trommel wird geschlagen und dazu eine große Flöte geblasen in dumpfen

Tönen. Ein Pitpan (flaches Boot) dient als Sarg; mehrere Frauen sitzen auf dem Erdboden herum, singen und klagen, sie machen selber die Klagelieder, in eigener Melodie, sie besingen den Todten, und rühmen und preisen ihn, daß er so viele Schildkröten gefangen und wilde Schweine erlegt habe. Wenn sie lange gesungen haben, weinen sie bitterlich. Dies ist ungefähr so, wie die Klageweiber bei den Israeliten. Mit langen Zweigen wehren sie die Fliegen ab. Plötzlich kommen vier Männer mit gemalten Gesichtern hervorgestürzt, und ziehen den Sarg an langen Stricken, wie einen Schlitten in den Busch zum Grab. Die Frauen und die übrigen Männer mit der Trommel folgen nach. Schnell wird der Sarg in die Erde gebracht, über dem Grab bauen sie eine kleine Hütte, und bringen täglich in einem Calabasch Mischla oder Wasser als Speise für den Verstorbenen. — Doch wir gehen weiter, der Weg ist noch ziemlich lang. Die Sonne ist bereits herrlich aus dem Meere emporgestiegen, und wir sehen von Weitem mehrere Cocusnußbäume, dahinter steht das Kirchlein. Nach dreistündigem Marsch dem einsamen Seestrande entlang, kamen wir zu dem Indianer-Dorf Waunta Hallover, es zählt etwa 24 Häuser, die Kinder spielten wie gewöhnlich im Wasser mit den kleinen Booten, mehrere Frauen kamen heraus, uns zu sehen; doch wir eilen weiter, um die l. Geschwister Martin auf ihrer einsamen Station zu überraschen. O wie erfreulich für Herz und Auge, am Nordende des Ortes steht das Kirchlein, und das Missionshaus, so freundlich den Wanderer einladend. Wir treten ein und werden gar herzlich empfangen und obgleich mitten im Indianerland, fühlen wir uns doch gar bald heimathlich, denn hier ist's wie in Bethanien, eine Friedenshütte.

Für heute ruhe ich in Ephrata aus und will euch noch etwas Allgemeines erzählen. — Die Moskito-Indianer theilen sich in zwei Classen, die Sambos, wo Indianer und Neger sich gemischt haben, mehr

dunkelbraun, mit krausem, wolligem Haar, und die Tawira oder Vollblut-Indianer, hellbraun, mit schwarzen gradeliegenden Haaren.

Die Männer tragen nur die Palpura, ein Stück Zeug um die Lenden gebunden, doch jetzt auch Hemden, die Wullwas gehen ganz nackend, sie wohnen an den Flüssen entlang und haben keine bleibende Stätte, sondern wandern umher. Die Indianer lieben sehr die rothen und schwarzen Glasperlen, sie bereiten sich selber sehr künstliche Halsbänder, und behängen sich mit vielen Schnüren.

Ihre Häuser sind sehr einfach, 4 Pfosten in den Boden geschlagen, darüber ein Blätterdach. Das ist Alles, in der Mitte des Hauses wird den ganzen Tag über das Feuer erhalten, um ihre Plantanen zu rösten. Die Männer gehen des Morgens in die Plantagen, um etwas zu pflanzen, oder um Cassade herauszunehmen, oder sie gehen fischen bis gegen 10 Uhr, den ganzen übrigen Tag verbringen sie träge, in der Hängematte liegend, die an zwei Hauspfosten angebunden ist. Ihr ganzes Besitzthum ist eine Axt, Bogen und Pfeil, Harpune, ein Messer und einige Calabasche. Aus der Cassada bereiten sie ihr Lieblingsgetränk, den Mischla, oft 5 Fässer voll, und dies macht sie ganz trunken. Betet liebe Kinder für die armen, so tief gesunkenen Indianer.

Herzlich grüßt euch E. Grunewald.

Ein Liebesgruß von der entgegengesetzten Seite der Erde.

Lieben Kinder!

Als ich noch ein kleiner Knabe war, machte es mir allemal sehr großes Vergnügen, wenn mein guter Großvater mich zu sich rief und dann aus seinem reichen Schatz liebliche kleine Geschichten erzählte. O wie anziehend konnte er die schönen Geschichten aus der Bibel erzählen, welche sich ganz besonders für

Kinder eignen. Oft wallte mein Herz vor Freuden, wenn er von Joseph oder Moses, Samuel, David oder Daniel, besonders aber vom lieben Heiland erzählte. Zu anderer Zeit erzählte er kurze Geschichten aus seiner eignen Erfahrung oder was er gehört und gelesen hatte, wobei immer meine Aufmerksamkeit groß war. Wäre nun zu der Zeit ein solches niedliches Missionsblatt für Kinder zu haben gewesen, wie ihr es jetzt habt, so bin ich gewiß, daß ich damals auch mancherlei über die großen Thaten Gottes unter den armen Heiden gehört hätte, aber das konnte man damals nicht haben und es dauerte noch ziemlich lange, ehe ich darüber etwas hörte. Ich bin aber recht froh und dankbar, daß ich noch als Jüngling über das große Werk des Herrn unter den Heiden gehört habe, aber noch viel dankbarer bin ich, daß mich der liebe Heiland im Laufe der Zeit selbst als Missionar unter die armen blinden Heiden schickte, um denselben vom Heilande zu erzählen, damit sie andere Menschen werden können und wenn sie sterben, auch zum Herrn in den schönen Himmel gehen dürfen, wohin wir Alle zu gehen wünschen.

Die Wege Gottes sind recht wunderbar, denn obgleich ich in Australien über 16000 englische Meilen weit von meiner lieben deutschen Heimath entfernt bin, und beinahe auf der entferntesten Stelle der ganzen Erde wohne, habe ich dennoch gehört, daß ihr gerne im Kindermissionsblatt leset, wie der Herr sein Wort unter den Heiden segnet. Ich habe auch sogleich gedacht, wie gut es doch ist, daß wir schreiben können und daß die großen Dampfschiffe die Briefe so schnell über das große Meer tragen, damit wir von einander hören können. Als mir mein Großvater die Geschichte von Joseph erzählte und zu der Stelle kam, wo Joseph der Nächste nach dem König Pharao wurde, fragte ich: „warum hat aber Joseph nicht einen Brief an seinen lieben Vater Jakob geschrieben?“ und ich erhielt die Antwort: „damals gab es noch keine Post“;

es ist also jetzt doch in dieser Weise viel besser, und ich will nun in Zukunft auch mein Bestes thun, euch öfters kleine Geschichten aus der großen Missionsgeschichte zu erzählen. Wenn ich euch aber ein solches Versprechen mache, müßt ihr mir aber auch versprechen, fleißig für die armen Heiden und für uns Missionare zu beten, denn das hat der liebe Heiland gerne und erhört es auch. Nächstes Mal mehr!

Ramahyuk in Gippsland in der australischen Provinz Victoria.

F. A. Hagenauer.

Bethesda

besteht, als zweite Station auf der zu den kleinen Antillen von Englisch-Westindien gehörenden unter dem 17 Gr. n. Br. und dem 62 Gr. w. L. liegenden Insel St. Kitts, seit dem Jahr 1820. Im Jahr 1863 zählte die dortige Missionsgemeine bereits 750 Mitglieder, an denen man sehen konnte, daß die bisherige Arbeit der Missionsgeschwister keine vergebliche gewesen sei. Die Kirche war Sonntags mit aufmerksamen Zuhörern gefüllt; die Sonntags- und Tagesschulen waren in gutem Gange. Die zu Weihnachten gehaltene Schulprüfung war befriedigend ausgefallen. — Wie die äußere Lage Bethesda's ist, könnt ihr euch nach dem Bildchen hier vorstellen. Da liegen die netten Missionsgebäude unter majestätischen Palmen zwischen Limonien- und andern Bäumen, und schauen von ihrer Höhe hinab und hinaus in die nahe See, die den Horizont begrenzt. Die Abhänge des in der Nähe sich hinziehenden Thals sieht man geschmückt mit Cocos-, Kohl- und Sago-Palmen, auch mit Seiden-Baumwollen-Bäumen. Den Thalrand im Vordergrund hat die großblättrige Seetraube (Coccoloba uvifera) in zahlreichen Exemplaren besetzt; das kugelrunde Gewächs ganz vorn am Boden ist der sogenannte Negerkopf, eine Cactus-Art, einen Fuß im Durchmesser; auch die

dort zu Lande so häufig in Hecken wachsende Aloe findet sich hier links auf dem Bilde.

Wie heimlich liegt da halbversteckt die einfache Negerhütte, welche wahrscheinlich die Leutchen soeben verlassen haben, welche wir hier den schmalen Weg passiren sehen. — Nicht wahr, das Alles macht sich gar hübsch. —



Möchten nun aber auch in diesem Bethesda alle Umwohnenden für ihre Seelenkrankheit allezeit das-

selbe gefunden haben und finden, was jener Kranke, welcher 38 Jahr lang auf Heilung gewartet hatte, dort bei dem Schafthor in Jerusalem einst durch des Heilandes Gnade und Macht empfing. — Ja, das wollen wir wünschen und — für sie erbitten!

Nachrichten.

Australien: Nach Ebenezer wollten die Ueberreste mehrerer Stämme von Eingebornen zum Wohnen kommen, andre Schwarze ihre Kinder zur Erziehung geben. — Nach Weihnachten wurde das alte Elternpaar der beiden Erstlinge aus den Papus getauft, ihrem dringenden Verlangen zu Folge, obwohl ihre Erkenntniß der Heilslehre noch schwach war. — Philipp, Einer der beiden Erstlinge, brachte im December 19 Erwachsene und 6 Kinder an den Platz, so daß daselbst nun 95 Schwarze im Ganzen waren; 14 Kinder wurden mit Speise und Trank versorgt, aber nicht allein für den Leib, sondern auch für die Seele. Wäre nur ein Gebäude da, in welchem man eine Anzahl Kinder aufnehmen könnte; zur Errichtung eines solchen fehlt es aber an Geld! — Nun, da müssen wir in der Heimath schon helfen, und dies thut man ja um so lieber, wenn man hört, daß die Schule von den 17 Kindern gut besucht wird, daß unter Andern 6 Knaben und einige junge Männer vor lauter Eifer selbst am Abend ihre Aufgaben lernen.

In Kopperamana hatten die dahin zurückgekehrten Brüder bereits wieder fast ein halbes Jahr ungestört und mit neuem Muthe gewirkt; dazu gab es auch Gelegenheit genug an den 800 Schwarzen, welche sich wieder an dem See gesammelt hatten, unter denen der Teufel immer wieder auf's Neue seine Macht versucht, — wie man das z. B. an denen sehen konnte, welche am 15. December von einem großen Corroboree zurückkamen, ganz mit rother Erde und Fett beschmiert, Emu-Federn auf dem Kopf, und in jedem

Ohr eine Schnur von Mäuse- und Ratten-Schwänzen. Zu diesem wilden Tanzfeste waren die Schwarzen aus der ganzen weiten Umgegend durch den Rauch angezündeter Feuer zusammentelegraphirt worden. — Zu Weihnachten erhielten 25 Schwarze von den Missionaren ein Mittagsessen, wobei sie 14 Pfund Reis und 3 Pfund Zucker verzehrten. Die Gäste waren mit dickem Schmuz überzogen. Nach dem Gesang einiger Verse wurden Löffel herumgegeben, soweit dieselben reichten; die Uebrigen halfen sich mit hölzernen Spähnen; bald aber wurde Allen die eine wie die andere Art des Essens zu langweilig, und so beförderten sie dann die Nahrung mit den Händen in ihren großen Mund. — Die Folgen einer schon lang herrschenden Trockenheit wurden schon recht fühlbar. — Den Colonisten war viel Vieh gefallen; das Wasser im See wurde immer kleiner und schlechter. Einige Schwarze gingen weg, um — „Regen zu machen" —. Die Brüder aber empfahlen sich mit dieser, wie mit aller andern Noth Dem, der ihnen bisher so wunderbar durchgeholfen hatte, und beschlossen mit Beugung und Freudigkeit dieses für sie so besonders erfahrungsreiche Jahr zu den Füßen des Herrn.

Der Herr hatte auch ihr Gebet erhört. Bis Ende Februar hatten sie wieder Ruhe gehabt. Auf die Frucht ihrer Arbeit müssen sie freilich noch in Geduld warten.

Moskitoküste: Die Zahl der hier in Pflege der Missionare stehenden Personen hat im letzten Jahr um 100 zugenommen. In Bluefields allein um 69; die Schule daselbst zählt 120 Besuchende. — In Magdala besteht besonders unter den jungen Brüdern eine rechte Liebesverbundenheit; sie lesen miteinander in der Bibel und besuchen die Versammlungen fleißig. — Im letzten Schulexamen, welches überhaupt erfreuliche Ergebnisse zeigte, lasen mehrere Kinder eigene schriftliche Aufsätze vor. —

In Ephrata, der über 40 d. M. nördlich von Bluefields, am Cap Gracias a dios gelegenen, erst

vor 8 Jahren gegründeten Missionsstation, geht das Werk des Herrn in vollem Segen. — Am 25. Aug. des vor. J. war die neue Kirche feierlich eingeweiht worden, zu deren Bau nicht nur die Indianer, sondern auch die deutschen, amerikanischen und englischen Umwohner auf jede erforderliche Weise geholfen und beigetragen hatten. — Die Hälfte der Dorfbewohner gehört zur Brüderkirche. Daß der gute daselbst ausgestreute Same auch guten Boden findet, beweist die Abnahme des Rumhandels und der Trunkenbolde. Nicht nur die Sonntags-Gottesdienste, sondern sogar die täglichen Morgen-Andachten werden zahlreich besucht. Zur Zahl der Getauften kommen fast jeden Monat Mehrere hinzu; es liegt ihnen Allen an, sich zu bekehren von ihrem eiteln Wandel nach väterlicher Weise.

In Magdala sind unsre Geschwister in großer Feuersgefahr gewesen. Durch Unvorsichtigkeit der Dienstmagd beim Auslöschen der Lampe war das Bett derselben unter dem Dach und dann das Dach selbst in Brand gerathen, nachdem sich bereits Geschwister Grunewald unten zur Ruhe gelegt hatten. Durch den schrecklichen Feuerruf aufgeweckt, retteten sie schleunigst zuerst die Kinder und dann ihre Sachen in das Haus des Lehrers, während die auf den Ruf der Glocke von allen Seiten herbeigeeilten Nachbarn das Feuer zu löschen suchten, welches auch mit Gottes Hülfe bei der völligen Windstille gelang, obwohl die Westseite des ausgetrockneten Blätterdaches schon in vollen Flammen gestanden hatte und im Brunnen sich kein Wasser fand, sondern dasselbe erst aus der Lagune geholt werden mußte!

Am Palmsonntag wurde die neue Kirche, deren Bau am 3. Febr. d. J. begonnen hatte, bereits eingeweiht! und das ist keine blos zeitweilige!

West-Himalaya. In Kyelang traf am 28. Aug. des vor. J. Br. Heyde nach 7 Wochen von seiner Reise nach Ladak wohlbehalten wieder ein. Er hat nicht allein mündlich, sondern auch schriftlich den gu-

ten Samen ausgestreut und gegen 400 Exemplare der Evangelien und Apostelbriefe vertheilt. — Die zwei zuletzt getauften Frauen Hannah und Lydia sind nun auch Abendmahlsgenossen. Die Mutter des Samuel würde gern auch Christin werden, glaubt aber, daß sie schon zu alt dazu sei. — Nun ist auch der II. Corinth. Brief, sowie das Gesangbuch fertig gedruckt. Letzteres enthält 361 Verse in 136 Liedern aus unserm deutschen Gesangbuch. Die biblischen Geschichten des A. T. von Dr. Barth mußten in zweiter Auflage gedruckt werden. — Außer der Knabenschule wird im Winter auch für Mädchen eine Strickschule, mit Unterricht im Lesen, gehalten und von 20 bis 22 Kindern besucht.

In Poo gehen die Versammlungen fort und werden besucht. Ein Mädchen in der Strickschule ließ ihrer Mutter keine Ruhe mit Bitten um Erlaubniß zum Besuch der Versammlungen. — Der Fortgang der Knabenschule wird durch die Feindschaft der Lama's sehr gehemmt. — Ein Knabe, Baldan, hatte es nach drei Monaten bis zum Lesen des Evang. Matth. gebracht, welchem er früh und spät oblag. Er will Christ werden.

Südafrika. Mamre (früher Groenekloof genannt), 6 d. M. nördlich von der Capstadt gelegen, feierte am 8. Febr. das Gedächtniß der Einweihung seiner Kirche vor 50 Jahren. Am Morgen wurde die Gemeine mit Choralmelodieen von den Posaunenbläsern begrüßt. Am Tag war dreimal Versammlung auf dem festlich geschmückten Saale, und am Abend die Feier des h. Abendmahls. Zur Nachfeier war am folgenden Nachmittage eine liturgische Versammlung, in welcher ein großes Sängerchor, zum Theil aus den Gnadenthaler Seminaristen bestehend, von Violinen und Blasinstrumenten begleitet, sich mit verschiedenen geistlichen Gesängen hören ließ. Nach der Schlußansprache eines eingebornen Missions-Gehülfen wurde der Genuß des herrlichen, stillen mondhellen Abends noch durch die

Seminaristen mit Blasen von Choral-Melodieen im Freien erhöht. — Das waren Segenstage!

Vermischtes.

Elephantengeschichten von Enon in Südafrika: Am 1. Sept. 1866 erlegten einige der dortigen Leute im Felde einen Elephanten. Das Thier war groß genug, um den Platz auf einige Tage mit Fleisch zu versehen. Ein solches Ereigniß ist ein Festtag, und Alt und Jung lief hinaus das erlegte Thier zu betrachten. Nach altem Herkommen gehören den glücklichen Jägern die Zähne, das Fett und die besten Stücke Fleisch, das Uebrige wird unter die anderen Leute vertheilt. Der in Stücke zerhauene Elephant wurde nun auf einem Frachtwagen nach Hause gebracht, und man konnte nun den Kopf, der unversehrt gelassen worden war, genau betrachten. Die Zähne wogen fünftehalb Pfund, die Ohren waren etwa 2 Fuß lang. Der Rüssel und die Füße gelten für Leckerbissen. Auch die Missionare bekamen ihr Theil; das Fleisch war wohlschmeckend, nur etwas grobfaserig.

Zur Feier des Weihnachtsfestes hatten sich nur Wenige eingefunden, ja Einige der Männer, noch dazu Aufseher der Gemeine, waren am Morgen des 24sten auf die Elephantenjagd gegangen. Sie waren auch so glücklich gewesen, einen jungen Elephanten zu erlegen, versäumten aber darüber die Gottesdienste. Als es nun bekannt geworden, daß wieder ein Elephant erlegt worden sei, brachte diese Nachricht Jung und Alt auf die Beine. Alles lief hinaus, um sich mit Festtagsfleisch zu versorgen. Während aber die Jäger hierhergekommen waren und den Wagen zurechtmachten, um das Fleisch in der Nacht zu holen, damit sie die anderen Versammlungen nicht auch versäumten, hatten Andere sich über ihre Beute gemacht, und ihnen das Fett und auch die besten Fleischstücke gestohlen. So erhielten sie dadurch bereits die Strafe für ihre Störung des Festtages.

Druck von L. Hans in Gnadau.

Nachricht.

Nachricht.

Das Brüdermissions-Blatt für Kinder erscheint zweimonatlich in Heften von 1 Bogen in 12. Pränumerations-Preis halbjährig 3 Sgr. — , für ein Jahr 6 Sgr. Bestellungen können außer bei der Unterzeichneten auch gemacht werden in:

Leipzig	bei	H. Schultze.
Herrnhut	=	C. Th. Brahts.
Nisky	=	C. G. Hoberg.
Neusalz a. O.	=	Pred. Th. Reichel.
Gnadenfrei	=	G. Hans.
Neudietendorf	=	Pred. E. Wenk.
Ebersdorf	=	E. Enkelmann.
Neuwied	=	C. A. Ledoux & C.
Berlin	=	Diakon. Erxleben.
Gnadenberg	=	G. A. Hayder.
Goldberg	=	Th. Raillard.
Bremen	=	R. Mäder, Ansgarii Kirchhof 7.
Basel	=	Felix Schneider.
Stuttgart	=	J. H. Roser.
Königsfeld	=	D. F. Redslob.
Danzig	=	A. Friedemann.
Bethlehem	=	G. W. Perkin.

Buchhandlung der Brüder-Unität in Gnadau bei
C. H. Pemsel.